RUHM DIR, VOLK DER SIEGER!

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Freundschaft

Herausgegeben von «SOZIALISTIK KASACHSTAN»

Dienstag, 9. Mai 1967

2. Jahrgang Nr. 91 (349)

Preis 2 Kopeken

Sowjetsoldaten, die Sergeanten Michail Jegorow und Meliton Kantarija, hissen das Siegesbanner auf dem Reichstag.

Foto: A. Morosow (TASS 1945).

Leuchte ewig, Fackel des Ruhms!

Einweihung des Denkmals „Grab des Unbekannten Soldaten"

Vor einem halben Jahr haben die Moskauer vor dem Unbekannten Soldaten, einem der Verteidiger der Hauptstadt im Dezember 1941, ihre Häupter geneigt. Das ganze Land würdigte damals die Heldentat seines Sohnes, das ganze Land wohnte der Beisetzung der sterblichen Überreste des Helden an der Kremlmauer bei.

Und am 8. Mai, dem Vortag der Siegesfeier, wurde an der Kremlmauer das Grab des Unbekannten Soldaten, das Denkmal für die 20 Millionen Sowjetmenschen, eingeweiht, die im Krieg gegen das faschistische Deutschland gefallen sind.

Hier ruht einer von denen, die ihr Leben für den Sieg hingegeben haben. „Dein Name ist unbekannt, deine Heldentat unsterblich" — lautet die Inschrift auf der mit einem fünfzackigen Stern verzierten Granitplatte.

Neben dem Denkmal flammte das ewige Feuer auf — das Symbol der ewigen Erkenntlichkeit der Lebenden gegenüber den Toten für das Glück, als freie Menschen auf der freien Erde zu leben. Das Feuer wurde vom Generalsekretär des ZK der KPdSU L. I. Breshnew angezündet.

Dieses Feuer des Ruhmes und der Unsterblichkeit war aus Leningrad, von dem Marsowo Pole gebracht worden, wo Helden der Revolution von 1917 begraben liegen. Der Schützenpanzerwagen mit dieser so ungewöhnlichen „Ladung" hatte 41 Kilometer vor Moskau Halt gemacht. 1941 war gerade an dieser Stelle nach blutigen Kämpfen die hitlerfaschistische Armee gestoppt worden. Eben von hier wurden im Herbst vorigen Jahres die sterblichen Überreste eines der namenlosen Verteidiger an die Mauer des Moskauer Kreml verlegt.

Nachdem den gefallenen Verteidigern Moskaus die Ehre bezeigt worden war, begab sich der Umzug zum Kreml. In den Straßen wurde der Kampfwagen mit der brennenden Fackel von Tausenden und aber Tausenden Moskauern empfangen. Besonders viele Menschen hatten sich auf dem weiten Manege-Platz vor dem Kreml eingefunden.

Um das Monument versammelten sich die führenden Staatsmänner der Sowjetunion, die Marschälle der Streitkräfte. Die Ehrenwache standen Gardesoldaten in Galauniform.

„Die Helden sterben nicht, sie haben gesiegt und somit die Unsterblichkeit erlangt", sagte N. G. Jegorytschew, Erster Sekretär des Stadtparteikomitees von Moskau. „Ihr habt Euer Leben nicht umsonst hingegeben. Wie nie zuvor ist das Sowjetland mächtig geworden. In der Blüte seiner Kräfte schreitet es seinem 50jährigen Jubiläum entgegen."

Unter den Marschklängen löste sich von den um den Schützenpanzerwagen stehenden Menschen eine Gruppe von Ordensträgern. Der legendäre Flieger Alexej Maressjew, der im vergangenen Krieg beide Beine verloren hatte, übergab L. I. Breshnew die brennende Fackel. Dieser bückte sich und zündete das Ewige Feuer an. Dreimal erdröhnte die Geschützsalve. Über dem stillgewordenen Platz erklang die majestätische Hymne der Sowjetunion.

Bronzene Urnen mit der heiligen Erde aus Leningrad, Kiew, Wolgograd, Sewastopol, Odessa und Brest, die für ihren wichtigen Beitrag im Kampf gegen die Hitlertruppen den Titel Heldenstadt erhielten, wurden aufgestellt.

In feierlichem Marsch zogen Truppen am Monument vorbei. In die Granitplatte sind die Worte eingemeißelt: „Den für die Heimat Gefallenen. 1941—1945". Vor dem Denkmal, das die tiefste Achtung des ganzen Volkes für alle Helden des Krieges symbolisiert, zogen die Moskauer in Kolonnen. Sie brachten Frühlingsblumen mit. (TASS)

Tagesbefehl des Ministers für Verteidigung der UdSSR

Es sind 22 Jahre her, seit das faschistische Deutschland, das den zweiten Weltkrieg entfesselt hatte, aufs Haupt geschlagen wurde und bedingungslos kapitulierte, heißt es im Tagesbefehl des Ministers für Verteidigung der UdSSR, Marschall der Sowjetunion A. Gretschko. Das Sowjetvolk und seine ruhmreichen Streitkräfte trugen auf ihren Schultern die Hauptlast des vergangenen Krieges, spielten bei der Zerschlagung der faschistischen Okkupanten die entscheidende Rolle. Die beispiellose Heldentat, die unser Volk an der Front und im Hinterland vollbrachte, wird in Jahrhunderten fortleben.

Zu Ehren des 22. Jahrestags des Sieges über das faschistische Deutschland wird am 9. Mai in der Hauptstadt unserer Heimat, der Heldenstadt Moskau, in den Hauptstädten der Unionsrepubliken, in den Heldenstädten sowie in Murmansk, Swerdlowsk, Nowosibirsk, Chabarowsk, Wladiwostok Salut geschossen werden. (TASS)

Im Zentralkomitee der KPdSU

Das Politbüro des Zentralkomitees der KPdSU beriet über den Rechenschaftsbericht der Delegation der Kommunistischen Partei der Sowjetunion auf der Konferenz der europäischen kommunistischen und Arbeiterparteien in Karlovy Vary zur Frage der europäischen Sicherheit und billigte voll und ganz die von der Konferenz angenommenen Dokumente.

Das ZK der KPdSU mißt der Konferenz und der von ihr angenommenen Erklärung „Für Frieden und Sicherheit in Europa", in der eine Analyse der gegenwärtigen Lage in Europa in engem Zusammenhang mit der ganzen internationalen Lage gegeben wird und ein entfaltetes Kampfprogramm zur Festigung des Friedens vorgemerkt ist, eine wichtige Bedeutung bei. Die Schaffung eines zuverlässigen, die gegen die amerikanische Aggression in Kontinent ist eine der brennendsten Aufgaben der Gegenwart, deren Lösung einen gewichtigen Beitrag zur Sache der Abwendung eines neuen Weltkrieges bedeuten würde.

Indem die Kommunisten der europäischen Länder diese neue wichtige Initiative an den Tag legten, demonstrierten sie ihre Entschlossenheit, die ureigensten Interessen der Völker zu verteidigen, und riefen alle progressiven und friedliebenden Kräfte des Kontinents zum Mitwirken auf. In der Erklärung der Konferenz wird betont, daß die Überwindung der Spaltung der Arbeiterklasse in den kapitalistischen Ländern Europas, die Aktionseinheit von Kommunisten, Sozialisten, Gewerkschaften und anderen Organisationen, die verschiedene Bevölkerungsschichten vertreten, für den Erfolg des Kampfes für europäische Sicherheit von besonderer Bedeutung sind.

Die Konferenz in Karlovy Vary wurde zu einem neuen Beweis der Treue der europäischen marxistisch-leninistischen Parteien den Ideen des proletarischen Internationalismus, ihres Bestrebens, das Bündnis der revolutionären Kräfte der Gegenwart im Kampf gegen die aggressive und reaktionäre Politik des Imperialismus für die Sache des Friedens, der Demokratie, der nationalen Unabhängigkeit und des Sozialismus zu festigen. Das fand seinen Ausdruck in den von der Konferenz angenommenen Dokumenten, in den Reden der Vertreter der Bruderparteien und in den Erklärungen, die gegen die amerikanische Aggression in Vietnam und den Militärumsturz in Griechenland gerichtet waren.

Bei der Besprechung des Rechenschaftsberichts der Delegation der KPdSU wurde besonders hervorgehoben, daß die Konferenz in Karlovy Vary das erste Treffen der europäischen kommunistischen Parteien in der Geschichte ist — sowohl jener, die die staatsmäßige Leitung der Gesellschaft in den sozialistischen Ländern verwirklichen, als auch jener, die den Kampf für die Sache der Arbeiterklasse in den kapitalistischen Staaten führen. Ihr Erfolg ist ein weiterer Beweis für die lebenswichtige Notwendigkeit der Aktionseinheit der marxistisch-leninistischen Parteien, für die Nützlichkeit von kollektiven Treffen und Beratungen zur Erarbeitung eines koordinierten Kurses in der kommunistischen Bewegung, zur Festigung ihrer Geschlossenheit.

Das Politbüro des ZK der KPdSU billigte die Tätigkeit der Delegation der KPdSU auf der Konferenz in Karlovy Vary und beauftragte das Sekretariat des ZK der KPdSU und die entsprechenden Organisationen, alle nötigen Maßnahmen zu einer weitgehenden Propagierung der Dokumente der Konferenz und zur Verwirklichung der darin enthaltenen Empfehlungen zu treffen.

(TASS)

Der Sieg ist unser!

Der Faschismus machte sich in Europa breit und zielte auf die Weltherrschaft. „Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt", sangen die Hitlerjünglinge. Die Jünglings konnte man auslachen, die Krupp und Junkers nicht: diese sangen nicht, sie lieferten Kanonen und Bomber, mit denen der Nazigesang recht gefährlich wurde. Wehrmacht-Einheiten quartierten in Paris. Coventry lag in Trümmern. Ganz England schien den Nazis nicht mehr widerstehen zu können. Der Mikado im fernen Tokio blinzelte den europäischen faschistischen Diktatoren — Hitler und Mussolini mit Franko an der Leine — ermunternd zu und Onkel Sam von Übersee rieb sich vergnügt und profitlüstern die Hände.

So sah es aus, als im Jahre 1941 unser junges — damals erst 24jähriges — Sowjetland den verräterischen Überfall der Hitlertruppen erlebte. Was in den Plänen Hitlers ein Endtriumph seiner Eroberungsstrategie werden sollte, wurde zum Beginn der Zerschmetterung der faschistischen Herrschaft in Deutschland und überall, wo diese Wurzeln geschlagen hatte.

Bände sind über den titanischen Kampf des Sowjetvolkes gegen den Vortrupp der Weltreaktion, den Hitlerfaschismus geschrieben worden, Bände wird man darüber noch schreiben, und doch erscheint es als unwahrscheinlich, daß dieses Thema jemals erschöpft werden kann. Welche historische Genauigkeit, welcher schöpferischer Dichtergeist wäre imstande, den ganzen Helden- und Opfermut der Sowjetmenschen, der Soldaten und Matrosen, der Partisanen in den besetzten Gebieten, der Arbeiter und Bauern, der Frauen und Jugendlichen im Hinterland auf dem Papier festzuhalten?!

Hart war der Kampf, hoch der Preis des Sieges. Um so heiliger ist uns allen das Gebot, die Möglichkeiten der freien Vorwärtsentwicklung unter dem Banner des Kommunismus, die uns durch den Sieg über Hitlerdeutschland erhalten geblieben sind, weitgehendst auszuwerten — im vollen Bewußtsein unserer internationalen Pflicht als Bahnbrecher der Weltrevolution. Eben daran denken wir heute, am Tag des Sieges, der sich nun schon zum 22. Male jährt.

In diesem Jahr sind für uns alle revolutionären, sowjetischen Volksfeste besonders teuer und bedeutungsvoll, „50 Jahre der Sowjetmacht", allein diese knappe Feststellung erfüllt jeden Sowjetbürger mit einem warmen und stolzen Gefühl. Am heutigen Tag steigt dieses Gefühl ins Unermeßliche bei den Kämpfern, die unseren Sieg mitgeschmiedet haben. Heute nehmen wir ehrfurchtsvoll den Hut ab vor unseren Gefallenen, vor den Invaliden, vor den früh ergrauten Veteranen, vor den Witwen und Waisen des Großen Krieges.

Nie werden aus dem Gedächtnis des Volkes die Namen der Panfilow-Infanteristen schwinden, der Flieger Gastello und Pokryschkin, Nurken Abdirow und Talgat Begeldinow, der Scharfschützen Manschuk Mametowa und Alija Moldagalijewa, der Panzerschützen Pawel Rak, Alexander Petrjajew und Alexej Danilow, die Aufklärer Richard Sorge und Robert Klein und Tausender anderer Helden. Nie wird das Volk aufhören, den Mut und die Ausdauer der Zivilbevölkerung zu ehren, die unbeschreibliche Schwierigkeiten und Entbehrungen auf sich nahm in den belagerten, feindlichen Bombenangriffen ausgesetzten Städten, auf den Feldern und in den Betrieben, in den Gruben, auf den Holzschlägen und den Stoßbauten der Kriegszeit.

„Nie wieder!" war vor 22 Jahren mit der ersten Gedanke all derer, die das Grauen des Krieges überstanden hatten. Die ganze Menschheit sprach diese Worte wie aus einem Mund. Und was geschah? Kaum waren die letzten Salven des Weltkriegs verstummt, da entfesselte der amerikanische Imperialismus den blutigen „Lokalkrieg" in Korea. Es folgten schmutzige Kolonialkriege in Afrika und im Arabischen Orient, und jetzt sind wir Zeugen eines brutalen Aggressionskrieges, den die Vereinigten Staaten von Amerika gegen das heldenmütige vietnamesische Volk führen.

Die Geschichte lehrt wieder und wieder: Will man die Losung „Nieder mit dem Krieg!" verfechten, so muß man sie durch den Kampfruf „Nieder mit dem Imperialismus!" ergänzen.

Und noch eine Lehre der Geschichte: Will man die Aggressoren zügeln, so muß man stark sein. Und das sind wir! Wäre es anders, vielleicht wütete schon jetzt die Atomflamme des dritten Weltkrieges, des furchtbarsten aller Kriege. Um ihn zu verhindern, um unseren Weg in die kommunistische Zukunft von niemand bedrohen zu lassen, wollen wir stark bleiben, noch stärker werden. Sollen es sich die Herren Aggressoren, die Herren Revanchelustigen hinter die Ohren schreiben: Die Welt des Sozialismus ist unbesiegbar! Vor 22 Jahren hat das unser Volk hinreichend und schlagkräftig bewiesen.

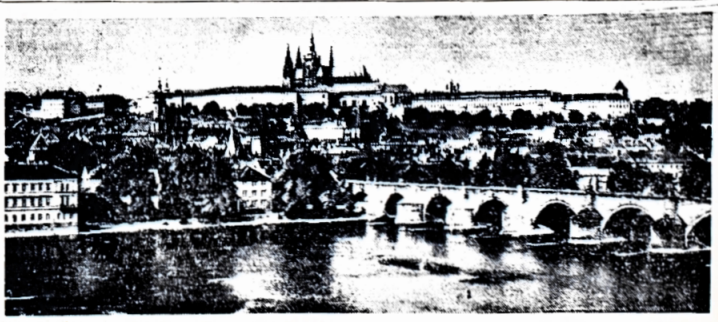
Wehe dem, der es wagt, das noch einmal zu erproben!

9. Mai — Tag der Befreiung der Tschechoslowakei

Die Stadt im Herzen Europas

Am 9. Mai feiert das tschechoslowakische Volk seinen Nationalfeiertag — den Tag der Befreiung von den faschistischen Eindringlingen mit Hilfe der heldenhaften Sowjetarmee.

In diesen Tagen weilt bei uns ein Journalist aus der Tschechoslowakei, Mitarbeiter der Redaktion der deutschsprachigen „Volkszeitung" Peter Grimm, zu Gast. Heute bringen wir einen Beitrag, den er für die „Freundschaft" geschrieben hat.



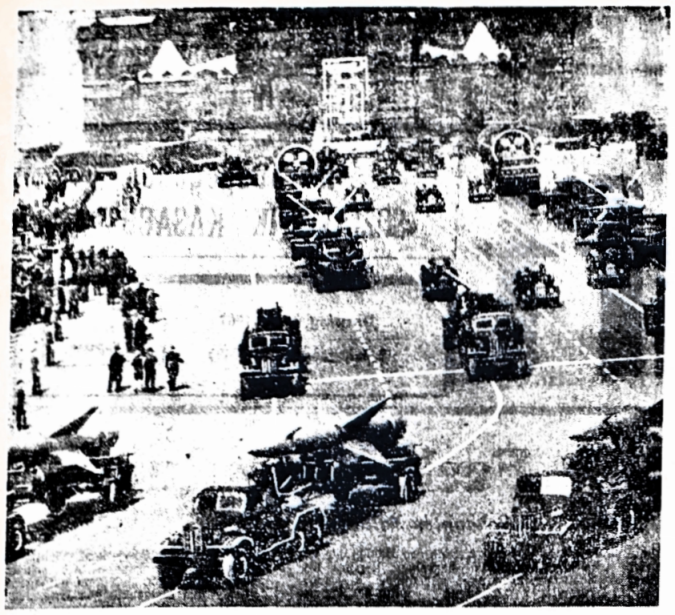
Einige Tausend Kilometer von hier entfernt liegt im Herzen Europas die Hauptstadt der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik — Prag. Die Prager meinen, daß ihre Stadt die schönste auf der Welt ist, und hören gern, wenn man das auch von anderer Seite bestätigt. Selbstverständlich spielt da ein bißchen Lokalpatriotismus mit, die Einwohner von Leningrad, Taschkent oder Alma-Ata sind sicher fest überzeugt, daß die schönste auf der Welt gerade ihre Heimatstadt ist, aber wirklich eindrucksvoll ist Prag doch.

Goldenes und hundertürmiges Prag nennt man die tschechoslowakische Metropole. Mit dem Gold ist das ja nicht so treffend — in manchen sowjetischen Städten (ich möchte neben Moskau nur Kiew nennen) glitzert es von den Türmen weit mehr. Aber das Epitheton „hundertürmig" ist dafür reine Tiefstapelei: Als vor drei Jahren eine diesbezügliche amtliche Zählung durchgeführt wurde, stellte man fest, daß es in Prag ganze vierhunderddreiundsiebzig Türme gibt! Und da wurden nur die größeren mitgezählt. Es gibt in Prag Türme, die ursprünglich Verteidigungszwecken dienten — in der mehr als tausendjährigen Geschichte dieser Stadt waren Kriegshandlungen und Aufstände keine Seltenheit — Stadttürme, Kirchentürme, Wassertürme, Glockentürme, romanische, gotische, barocke genau so wie aus dem XX. Jahrhundert stammende. Ja, es gibt sogar vier schiefe Türme in Prag — der schiefste von ihnen weicht 68 Zentimeter von der Vertikale ab.

Neben den besagten Türmen und der Prager Königsburg — die heute der Sitz des Präsidenten der Republik ist — wird das Panorama der Stadt durch die dreizehn Moldau-Brücken geprägt, von denen die älteste und historisch wertvollste Steinbrücke aus dem XII. Jahrhundert stammt. Doch trotz der vielen Kirchen, Paläste, Terrassengärten, Baudenkmäler und historischer Stadtviertel, die unter Denkmalschutz stehen, ist Prag keine architektonische Konserve, sondern eine rege, von Leben strotzende Stadt, in der mehr als eine Million Prager ihrer Beschäftigung nachgehen und ihre Freizeit verbringen. Neue, moderne Siedlungen wachsen am Stadtrand aus der Erde (die Prager meinen jedoch, sie tun das viel zu langsam) und auch in den älteren Vierteln wird ständig renoviert. Zur Zeit gibt es im Zentrum Prags — um den Wenzelsplatz herum — eigentlich keine intakte Straße mehr: es wird nämlich gerade die Untergrundbahn gebaut. Mit Hilfe sowjetischer Fachleute übrigens.

Der jedes Jahr feierlich ausgerufene Monat der tschechoslowakisch-sowjetischen Freundschaft sollte eigentlich nicht im November, sondern im Mai stattfinden. Blumen und Lichterlein unter den Mahntafeln in den Straßen und auf den Gräbern der gefallenen sowjetischen Soldaten auf dem Friedhof in Olsany zeigen, daß die Prager besonders im Mai ihre Herzen den sowjetischen Freunden gegenüber aufgeschlossen haben. Denn sie wissen: Was wäre damals vor zweiundzwanzig Jahren aus ihrer schönen Stadt geworden, wenn nicht die sowjetische Armee gekommen wäre, um bei ihrer Befreiung mitzuhelfen...

Peter Ernst GRIMM



Raketentechnik der Moskauer Garnison auf dem Roten Platz

Foto: N. Granowski (TASS)

Es ging ein Soldat...

Wieder flammte die Steppe vom roten Mohn. Die vom Frühlingsregen feuchte Erde strömte einen starken berauschenden Duft aus. Das Auto blieb am Wegrand stehen. Er ging stracks feldein, zu den unweit stehenden Wagen des Feldlagers. Der Schoffer wollte zu ihnen fahren, doch ließ der Direktor anhalten. Er wollte die Mohnblumen nicht mit den Rädern zerdrücken, die ihn an vieles erinnerten.

Es ging ein Soldat durch die Steppe, der den Tod besiegt hatte.

„Wie du willst, Antoscha, ich dachte und denke aber nicht daran, zu evakuieren. Das ist einfach Panikmacherei. Wenn das auch wirklich Krieg ist, so werden wir auf fremdem Territorium kämpfen. Das weiß jedes Kind..."

Am Himmel aber zog ein Flugzeugschwarm nach dem anderen dahin. Schon wurde Kiew bombardiert, schon verblutete die legendäre Garnison von Brest. Doch glaubte die Frau immer noch nicht, daß Krieg ist. Sie war ein großer Optimist und wollte nicht wahr haben, daß die faschistische Armee die Grenze überschreiten werde. Die Grenze aber war ganz nah — anderthalb Kilometer. Hierher schickte die Partei ihren Mann Anton Bobrik nach der Wiedervereinigung der Westukraine, um die Kollektivierung durchzuführen. Der gegründete Kolchos hatte nicht einmal ein Jahr existiert. Eben wollte man mit der Ernte beginnen, eben wollte Anton beweisen, daß die kollektive Arbeit vorteilhafter als die Einzelwirtschaft ist — doch kam er nicht dazu.

Er wußte, daß das Krieg ist und für ihn war er keine Überraschung. Bobrik zählte sich nach dem finnischen Krieg zu den alten Soldaten. Er beendete ihn im Rang eines Leutnants der Panzertruppen. Und obwohl er den friedlichsten Beruf erlernt hatte, — 1938 absolvierte er die Agronomiefakultät des Charkower Landwirtschaftlichen Instituts — mußte er in den Krieg ziehen. Und jetzt wahrscheinlich wieder.

An demselben Tag meldete sich der Kolchosvorsitzende Anton Bobrik im Kriegskommissariat und wurde in einen Truppenteil eingewiesen. Es begann ein so schwerer Weg des Soldaten, wie ihn die Geschichte noch nie gesehen hatte.

Mit Schmerzen verließen wir die heimatlichen Städte und Dörfer. Man wußte, daß wir wiederkommen. Man zweifelte daran keinen Augenblick. Wir wußten aber auch, was die Zurückgebliebenen erwartet und scheuten uns, ihnen in die Augen zu sehen. Sie hatten ja auch geglaubt, daß wir auf fremdem Territorium kämpfen werden. Man konnte doch nicht einem jeden erklären, warum wir zurückgehen.

Ob es damals eine Chance zur Rettung gab? Er zweifelte daran. Doch blieb die Möglichkeit zu kämpfen. Die Panzereinheit, zu der Anton Bobriks Maschine im Rayon Bobruisk gehörte, war von den Hauptkräften abgeschnitten. Sieben Panzer. Sieben gegen wieviel? Vielleicht gegen hundert, zweihundert, dreihundert? Wer wußte das? Ringsum Wald, eine unbekannte Gegend. Welchen Weges gehen, mit wem kämpfen? Wo ist der Feind und wo sind die Unseren?

Es wurden Späher ausgesandt. Die Maschinen versteckte man im Wald. Doch kehrten die Späher nicht zurück. Später sahen wir sie am Wegweiser „Nach Moskau": alle drei, erschossen.

Also war die Frontlinie dort, hinter ihrem Rücken. Vorwärts also in Richtung Moskau! Solang der Brennstoff in den Maschinen reicht.

Ja, es war unwahrscheinlich. Im tiefen feindlichen Hinterland rasten auf der Chaussee inmitten des Gedränges der faschistischen Truppen, aus Maschinengewehren und Kanonen feuernd, sieben rotsternige Panzer dahin.

Die Vergeltung für die Verwegenheit kam später, als die Faschisten zu sich gekommen waren.

Der Kampf war ungleich.

Nur ein Panzer kam durch. Die andern blieben auf dem Schlachtfeld.

Als einer von den ersten wurde der Panzer des Leutnants Bobrik getroffen. Die Besatzung kam um. Er allein blieb am Leben. War er in einer glücklichen Minute geboren?

Zu viert brachen sie dann aus dem Kessel aus. Diejenigen, denen es gelang, die brennenden Panzer zu verlassen und sich im Wald zu verstecken. Die Abenddämmerung rettete sie. Auch den einzig unversehrten Panzer, in dem sich der Kommandeur der Abteilung befand. Er war ein sehr erfahrener Tankist. Seine Maschine drehte sich wie ein Kreisel im Geschoßhagel, feuerte aus allen Waffen, die es im Panzer gab. Und plötzlich durchbrach sie den Feuerring und verschwand im Dunkel der Nacht.

Sie gingen, abgerissen und hungrig, mit der einzigen Hoffnung, entweder die Frontlinie zu erreichen oder auf einen Partisanentrupp zu stoßen.

Während des Rückzuges führte sein Weg von Minsk über Bobruisk — Brjansk — Gomel nach Orjol, zur Wolga. Er kämpfte wütend, rasend, er war einer derjenigen, die am Ufer des großen russischen Flusses auf Tod und Leben standen. Jenseits des Flusses war kein Leben für ihn. Es war hier. Später war es vor ihm, als der schwere „KW" des Hauptmanns Bobrik mit den berüchtigten „Tigern" am Orjol—Kursk-Bogen kämpfte. Das war schon ein Kampf gleicher Kräfte. Die Kraft der sowjetischen Waffe stand der deutschen nicht nach, wie es zu Anfang war.

Jetzt drang die Sowjetarmee unaufhaltsam nach Westen vor. Obwohl der Weg nicht leicht war, so war es doch ein Vormarsch, es ging vorwärts und nicht rückwärts.

Bis sie an die Grenzen des Deutschen Reichs kamen, hatte der Major Bobrik schon vier Panzer gewechselt. Alle waren sie zerschossen und niedergebrannt. Der Soldat aber hatte Glück. Sein fünfter und letzter Panzer verbrannte vor Prag. Bobrik war schwer verwundet. Für ihn war der Krieg aus.

Zwei Orden des Ruhmes, ein Orden des Roten Sterns, des Vaterländischen Krieges erster Stufe — damit zeichnete die Heimat ihren Soldaten aus.

Seit 1955 ist er hier im Sowchos „Chobdinski". Er kam mit den ersten Zügen der Neulanderschließer an. Er konnte nicht auf einem Platz leben. Er kann sich nicht an ein ruhiges Leben gewöhnen, immer sucht er etwas.

Die Aussaat geht zu Ende. Doch steht dem Sowchosdirektor noch viel Arbeit bevor. Hat sie denn überhaupt einmal ein Ende?

Er ging über die von Blumen flammende Steppe. Vielleicht dachte er an jene fernen Tage, da er als Soldat andere Wege und Stege ging...

Richard WANDERER
Aktjubinsk

Die Kasachstaner schützen ihre Heimat

Im September des vergangenen Jahres nahm die Kasachstaner Delegation an der Feier teil, die dem 25. Jahrestag der Panfilowdivision gewidmet war. Auf diesem farbenreichen Fest trafen sich die grauhaarigen Veteranen der in Kasachstan formierten legendären 8. Gardedivision namens des Generalmajors I. W. Panfilow mit dem jungen Nachwuchs der Panfilower.

Die Eindrücke von diesem Treffen sind noch frisch im Gedächtnis. Tränen standen allen in den Augen, als Grigori Schemjakin, einer am Leben gebliebener von den 28 Panfilowhelden, sich auf ein Knie niederließ und den Saum des Kampfsbanners dieser Division küßte. Rührend war das Requiem, das eine Gruppe Studenten der Moskauer Universität sangen.

Kurz nach dem Treffen der zwei Generationen kam die Zeit für die Söhne vieler Veteranen, in den aktiven Militärdienst zu gehen. Auf Bitte des Veteranenrats werden diese Jungen in die ruhmbedeckte Panfilowdivision geschickt. Beim Abschied lauschte die Jugend tiefbewegt den Erzählungen der Teilnehmer der am 16. November des Jahres 1941 an der Wolokolamsker Chaussee stattgefundenen Kämpfe. Über diese Kämpfe erzählte der Held der Sowjetunion G. M. Schemjakin.

Hinter uns liegt Moskau

...16. November 1941. An diesem Tag wurde die legendäre Heldentat der 28 Panfilow-Helden vollbracht. Der Gegner wollte unsere Verteidigungslinie durchbrechen, und auf der Wolokolamsker Chaussee auf Moskau vorrücken. An der Weichenstelle Dubossekowo traten 28 Rotarmisten mit dem Politarbeiter W. G. Klotschkow an der Spitze in einen ungleichen Kampf mit 50 deutschen Panzern.

Der Feind hatte nicht erwartet, hier auf ernsten Widerstand zu stoßen und setzte auf diesem Abschnitt eine Kompanie Maschinenpistolenschützen ein. Die Faschisten marschierten frech, gerade aufgerichtet, draufios... Als sie sich auf die Distanz des wirksamsten Maschinengewehrfeuers genähert hatten, ertönte das verabredete Signal. Der Zug eröffnete einmütig das Feuer. Der Angriff war zurückgeschlagen. Über 30 Feinde blieben tot unweit von unserer Stellung liegen.

Doch kurz danach erschienen am dunklen Waldrand beim Dorf Petelino Panzerwagen des Feindes. Ihnen folgte Infanterie. Der Politarbeiter Klotschkow verließ den Beobachtungspunkt der Kompanie „Tag, ihr Helden!" ertönte die bekannte Stimme. „Na, Freunde. Zwanzig Panzer, was? Nicht mal auf jeden Mann einen Panzer. Ist gar nicht so gefährlich!"

Die Worte des Politarbeiters vertrieben sofort die Zweifel bei den Soldaten, verliehen Zuversicht und flößten Mut ein. Der Glaube an seine Kraft, das ist schon fast der Sieg.

Der Kampf dauerte über 4 Stunden. 14 Panzer des Feindes erstarrten auf dem Feld. Auch die Verteidiger von Dubossekowo wurden weniger. Die Schwerverwundeten blieben auf ihrem Posten. Die zweite Welle der Panzer zeigte sich in der Ferne. 30 Panzer zählte Klotschkow. Das Übergewicht war auf der Seite des Feindes. Klotschkow schaute die am Leben gebliebenen Kampfgenossen an und sagte: „Dreißig Panzerwagen, Freunde! Wahrscheinlich müssen wir alle sterben. Groß ist Rußland, aber zum Rückzug ist kein Platz da. Hinter uns liegt Moskau!"

Mit neuer Stärke entflammt der Kampf. Der verwundete Soldat Iwan Schadrin beugte sich zu Klotschkow, umarmte ihn mit dem gesunden Arm: „Leb wohl, Bruder!" Noch vier Panzer hatten die Panfilower zerstört. Doch die Munition ging aus. Schon waren Akibai Kasajew, Dulschenkul Schopokow, Grigori Konkin, Musabek Sengirbajew, Nasutbai Jesibulatow, Pjotr Jemzow, Nikolai Bolotow, Iwan Natarow, Nikolai Trofimow, Grigori Petrenko, Abram Krjutschkow gefallen. Als Helden starben Iwan Stschepetkow, Gawrill Mitin, Grigori Besrodny war von der Raupe eines Panzers erdrückt worden. Wassili Klotschkow sprang mit der letzten geballten Ladung Handgranaten an den schweren Panzer, der soeben erst Iwan Moskalenko überrollt hatte. Eine Explosion. Der Ansturm der Faschisten wurde schwächer. Das Vordringen des Feindes nach Moskau war aufgehalten.

Die Standhaftigkeit der Panfilow-Helden, unter denen Vertreter des russischen, ukrainischen, kasachischen und kirgisischen Volkes waren, erwies sich fester als der Panzerstahl des Feindes.

Den Panfilowern wurde der hohe Titel „Held der Sowjetunion" verliehen.

Dieser Tag, der 16. November 1941, wurde auch von anderen Beispielen des massenhaften Heldenmuts und der Aufopferung anderer Soldaten und Offiziere gekennzeichnet. Der flammende Ruf, den der Politarbeiter Klotschkow an der Weichenstelle Dubossekowo ausgerufen hatte, wurde Losung der gesamten Division. Die Panfilower schwuren zu „Sterben, aber den Feind nicht nach Moskau zu lassen!"

Der Kampf bei Strokowo

Zwanzig feindliche Panzer und ein Infanteriebataillon versuchten beim Dorf Strokowo durchzubrechen. Sie wurden von einer Gruppe aus 11 Pionieren des 1077. Regiments mit dem Zugkommandeur, dem Unterleutnant P. I. Firstow und dem Politarbeiter A. M. Pawlow an der Spitze aufgehalten. Die Pioniere nahmen den Kampf auf, warfen sich mit geballten Handgranatenladungen unter die Panzer. Alle 11 Helden fielen, aber der Feind kam nicht durch. Die Sowjetregierung zeichnete jeden postum mit dem Leninorden aus.

Im Laufe dieses trüben Herbsttages hatte der Truppenteil schon 10 Attacken der Faschisten zurückgeschlagen. Die Faschisten unternahmen die elfte. Von starkem Feuer ihrer Artillerie und Granatwerfer unterstützt, vermochten sie unsere linke Flanke zu durchbrechen.

Zwanzig feindliche Panzer mit aufgesessener Infanterie stürzten in die Bresche zum Dorf Strokowo, zum Stab des Truppenteils.

Der Kommandeur befahl dem Unterleutnant P. I. Firstow mit 10 Pionieren, dem Feind den Weg zu versperren. Kaum hatten sie die Chaussee vermint und sich verschanzt, da zeigte sich auch schon eine Kolonne Panzer.

Der vorderste Panzerwagen fuhr auf das Schützenloch des Politarbeiters A. M. Pawlow zu. Ein Bund Granaten fliegt unter die Raupenkette. Der Tank blieb stehen. Der zweite Panzer feuerte aus einem Maschinengewehr auf den Sowjetsoldaten. Ein dritter faschistischer Panzer fuhr auf den Schützengraben los, zermalmte ihn. Pawlows Nachbarn steckten beide Panzerwagen in Brand und erschossen die daraus fliehenden Faschisten. Ein Teil der feindlichen Panzer explodierte auf den Minen. Die übrige drangen bis nach Strokowo durch. Dort nahmen die Pioniere den Kampf auf, warfen sich mit Granatenbündeln unter die Panzer.

Nicht umsonst opferten die Helden ihr Leben. Einen ganzen Tag hielten sie den Vormarsch der deutschen Panzer auf. Hier ihre Namen: Unterleutnant Firstow Pjotr Iwanowitsch, Politarbeiter Pawlow Alexej Michailowitsch, Sergeant Subkow Alexander Nikolajewitsch, Sergeant Materkin Daniil Konstantinowitsch, die Soldaten Sinegorski Pawel Iossifowitsch, Semjonow Wassili Iwanowitsch, Kaljushny Prokofi Grigorjewitsch, Dowshik Jerofej Antonowitsch, Uljanenko Gleb Wladimirowitsch, Ganljewski Pjotr Petrowitsch, Manschin Wassili Iwanowitsch.

Sie alle wurden mit dem Leninorden postum ausgezeichnet.

Der Feind kam nicht durch

Die dritte Kolonne deutscher Panzerwagen wurde am selben Tag von dem Panzerjägerzug des 1078. Schützenregiments mit dem Politarbeiter A. Georgijew beim Dorf Mykanino aufgehalten.

Von 17 Verteidigern der Höhe fielen 14 den Heldentod auf ihrem Kampfposten. Der Feind kam auch an diesem Abschnitt nicht durch.

Als die Verstärkungstruppen auf die Höhe kamen, trafen sie dort die zwei am Leben gebliebenen Soldaten, den Sergeanten Iwan Melnikow und den Sergeanten Karmanbek Galijew an, die ununterbrochenes Feuer führten. Der dritte, der Älteste der Gruppe — lag schwerverwundet auf dem Schnee. Seine Schmerzen überwindend, richtete er sich auf, um dem neuangekommenen Offizier die Erfüllung des Befehls zu melden. Doch es war ja alles ohne Worte verständlich. Auf dem Schlachtfeld brannten die faschistischen Panzer. Über 200 toter Maschinenpistolenschützen des Feindes lagen am Hang der Höhe.

• • •

Heute begehen die Sowjetmenschen den 22. Jahrestag des Sieges über das faschistische Deutschland und gedenken der Helden.

O. OGNEW,
Mitglied des Rats der Panfilow-Veteranen

Erinnerungen, die mir teuer sind

Die Nachricht vom Ausbruch des Krieges erreichte mich bei Brjansk. Ich war damals Angehöriger der Fliegerstreitkräfte und führte im Rang eines Majors das Kommando über eine Jagdstaffel. Anfang Juni 1941 bekam unsere Fliegerbrigade Ersatz aus der Fliegerschule und der Personalbestand war mit deren Ausbildung beschäftigt. Anfang Juni 1941 bekam unsere Garnison ziemlich prosaisch.

Der 22. Juni fiel auf einen Sonntag und am Sonnabend fuhren manche Flieger in unser Erholungsheim, das sich nicht weit vom Flugplatz in einer malerischen Waldgegend befand.

Ich mußte aus Dienstgründen in der Garnison bleiben und verbrachte den Sonnabendabend im Kreise meiner Familie.

Aus dem Schlaf weckte mich schrillendes Telephongeklingel. Man telephonierte vom Stab der Brigade. „Hitlerdeutschland hat unser Land überfallen!" bekam ich zu hören. „Alarm!"

Soldaten müssen auf solche Nachrichten immer gefaßt sein. Wie überraschend diese Nachricht auch war, konnte die Besatzung nach einigen Stunden in Kampfbereitschaft sein. Und schon am Montag waren wir 500 Kilometer näher zur Front geflogen. Bis Ende Juli lag unsere Brigade bei Bobruisk.

Die Begleitung der Bomber ins Hinterland des Feindes gefiel uns, muß ich sagen, nicht besonders. Denn dabei hieß es: „Luftkämpfe mit feindlichen Flugzeugen nur im äußersten Falle annehmen!" Die Flieger sind in der Regel tapfere Menschen. Unsere Flieger flogen ausgezeichnet, waren furchtlos, standen mit dem Himmel auf du und du, und es zog sie in den Kampf. Die Zahl der Feinde schreckte sie nicht. Aber der Befehl lautete: „Begleitung der Bomber! Dem Luftkampf nach Möglichkeit ausweichen!"

Und das war in jener Zeit vernünftig. Denn unsere schweren Bomber vom Typ „TB-3" konnten sich gegen die feindlichen Jäger gar nicht wehren. Im Luftkampf waren sie hilflos. Aber die Kampfaufgaben, die sie zu erfüllen hatten, waren schwer zu überschätzen. Folglich brauchten die Bomberoperationen Unterstützung durch Feuer und Manöver.

Und zweitens waren unsere schnellen, manövrierfähigen und gut bewaffneten Jagdflugzeuge „I-16" (man nannte sie auch „Jastrebki") sehr angreifbar. Der Rumpf war aus Duraluminium, keine Panzerung. Unter dem feindlichen Feuer flammten sie wie Streichhölzer auf. Und die deutschen Kampfflugzeuge — die Jäger vom Typ „Heinkel", Bomber-Jagdflugzeuge „Messerschmidt" und insbesondere der Sturzkampfbomber vom Typ „Junkers" — sie waren alle gepanzert.

Natürlich schossen wir die faschistischen Flugzeuge ab. Nicht seltener, als wir unsere verloren. Die Faschisten hatten sogar vor unseren einzelnen Flugzeugen Angst, denn sie wußten gut, daß die sowjetischen Flieger niemals vor dem Rammen zurückschrecken. Und wenn unsere Flugzeuge in gleicher Zahl waren wie die faschistischen, so wichen die Faschisten dem offenen Kampf aus. Oft waren wir leider in der Minderheit.

Von unserem Flugplatz bei Bobruisk machten unsere Bomber Luftangriffe im Rücken des Feindes, ja sogar im tiefen Hinterland. Sechzehnmal begleitete sie dabei erfolgreich meine Jagdstaffel. Natürlich waren auch Verluste von unserer Seite. Und nicht nur in der Luft. Die faschistischen Flieger überfielen unseren Flugplatz zweibis fünfmal täglich.

Die Front näherte sich. Ende Juli mußten wir Bobruisk verlassen und landeten bei Nowotscherkassk. Hier begleitete meine Jagdstaffel aufs neue die Bomber, erfüllte aber auch schon selbständige Kampfaufgaben.

Ende August drangen die Faschisten auf Rostow vor, zogen ihre Kräfte zum Don heran. Durch Luftüberfälle mußte auch meine Fliegerstaffel den Feind am rechten Donufer vernichten. Verwirrung in seine Reihen tragen. Unsere „Jastrebki" bewarfen die feindlichen Positionen mit Splitterbomben, beschossen sie aus Maschinengewehren. Viele faschistische Soldaten und Offiziere fanden hier ihren Tod, viel Kriegstechnik blieb am rechten Donufer als Schrott liegen.

Leider kam ich nicht mehr dazu, unsere neuen Kampfflugzeuge „Iljuschin" zu fliegen. Diese Schlachtflieger versetzten die faschistischen Truppen in Schrecken. Das waren Maschinen einer Extraklasse.

Am Tag des Sieges sind mir die Erinnerungen an meine Kampfgefährten, an die schweren Tage, wo wir alle bereit waren zu sterben, aber nicht zurückzuweichen, besonders teuer.

Heute, am Siegestag, gedenke ich der gefallenen Kameraden und den am Leben gebliebenen sende ich Grüße.

Alexander BAMBERGER,
Major a. Dienst
Karaganda

Feuertrassen über dem Schießplatz

Am nächtlichen Himmel ist kein Wölkchen zu sehen. Hell leuchten die fernen Sterne. An den kalten Stahl des Panzers gelehnt, schaut der Obersergeant Woldemar Grefenstein träumerisch in den Himmel. Plötzlich wird auf der Warte eine rote Flagge gehißt. Im Licht des Scheinwerfers ist sie gut zu sehen. Das ist das Feuersignal. Gleich danach kam das Kommando „Anlassen!"

Der hohe, starke Junge springt in einem Augenblick in die offene Luke des Kampfwagens.

Oft schon führte Woldemar seinen Panzer auf der komplizierten Trasse — über den Sand der Karakum-Wüste, über steile Pässe, verschiedenartige Hindernisse bewältigend, und jedesmal war der Kommandeur mit den Handlungen seines Tankisten zufrieden. Eben deshalb wurde er als Fahrer-Mechaniker dem Panzer des Kommandeurs der Kompanie zugeteilt und ihm der Rang eines Obersergeanten verliehen.

Der Kommunist Grefenstein ist auf das Vertrauen stolz, er bemüht sich, alle Befehle des Offiziers pünktlich zu erfüllen, streng nach dem Reglement zu handeln.

So auch in dieser Nacht. Es steht ein kompliziertes Gefechtsschießen bevor. Die Maschine im Dunkeln zu führen, ist schwer. Dazu ist Erfahrung, gute Übung nötig. Der Offizier beauftragte Woldemar, als erster den Weg auf dem Schießplatz zurückzulegen. Führt er seinen Panzer gut, so wird sein Schütze zielsicher aus der Kanone und mit dem Maschinengewehr schießen. Die Kameraden werden sich überzeugen, daß man auch nachts ohne Fehlschüsse die Ziele treffen kann.

Erregt greift der Obersergeant zu den Lenkhebeln. Doch beruhigt er sich sofort. Seine Gedanken beschäftigt nur eins — alles gut zu machen, musterhaft die Aufgabe der Kampfübung zu erfüllen. Der Fahrer-Mechaniker führt die Maschine mit sicherer Hand vorwärts. Der Panzer gehorcht ihm.

Da ist auch die Feuerlinie. Woldemar hält die Maschine leicht, ohne Rucken an, schafft somit seinem Schützen die günstigsten Bedingungen. Hätte er die Maschine schroff angehalten, so hätte der Kanonenlauf geschwankt. Außerdem hätte die von der Riesenmaschine aufgewirbelte Staubwolke sofort alle Beobachtungsgeräte, das Ziel verdeckt.

Wie immer, war auch diesmal das Feuer der Panzerwaffen zielsicher. Dann nahm Woldemar den Platz des Schützen ein, wie es die Aufgabe vorsah. Auch da stand er seinen Mann. Bei der ersten Bewegung der Maschine richtete der Sergeant annähernd die Geschütze. Und als das Ziel sichtbar wurde, brauchte er nur genau zu richten und im besten Augenblick auf den Knopf des elektrischen Abzugs zu drücken. Eine Feuergarbe schoß aus der Mündung des mächtigen Turmgeschützes. Die Feuertrasse des Geschosses schnellte durch die Luft, in Richtung des Ziels. Dann explodierte es, das Ziel war verschwunden. Auch der zweite Schuß traf.

Genauso wie Woldemar leben und lernen viele Soldaten, Vertreter aller Nationalitäten des Sowjetlandes. Sie haben ein Ziel, einen Wunsch, treue Beschützer des geliebten Vaterlandes zu sein.

Oberstleutnant
F. LOBSIN

In der Nacht des 30. Juni 1944 durchbrach dieser „Vierunddreißiger" unweit der Stadt Borissow (Belorussische SSR) die stark befestigte feindliche Verteidigungslinie.

Der von Leutnant Pawel Rak befehligte Panzer drang tief in das Hinterland des Feindes ein.

Die kühne Mannschaft kämpfte 16 Stunden lang, große Panik verursachend in der Stadt und ihrer Umgebung. Sie vernichtete zwei Autokolonnen, zwei Lokomotiven, eine Fliegerabwehrbatterie, einen „Tiger" und einen „Panther", zertrümmerte einen Stab, beschoß die Stadtkommandatur und befreite 200 Kriegsgefangene. Die kühnen Panzerschützen Pawel Rak, Alexander Petrjajew und Alexej Danilow kämpften bis zum letzten Atemzug und starben den Heldentod.

UNSER BILD: Denkmal der Panzerschützen in Borissow
Text und Foto D. Neuwirt

Wie geht's dir, Aufklärer?

Semipalatinsk. (KasTAG). Junge Pfadfinder aus Litauen hatten sich an die Redaktion der Sharminsker Rayonzeitung mit der Bitte gewandt, ihnen zu helfen, den kühnen Aufklärer, Held des Großen Vaterländischen Krieges, A. J. Larin aufzufinden.

Im Juli 1944, schrieben sie, operierte eine Aufklärergruppe unter dem Kommando des Sergeanten Larin erfolgreich im Hinterland des Feindes. Was wurde später aus dem Kommandeur der Aufklärer, erinnert er sich noch an seine litauischen Freunde?

Wir berichten: Alexej Jakowlewitsch lebt in der Stadt Tscharsk, Gebiet Semipalatinsk, er ist Förster, der Grünanlagen an der Eisenbahn pflanzt.

Larin erinnert sich gut seiner litauischen Freunde und läßt sie grüßen.

Auf den Reichstag

Tschimkent. (KasTAG). Am Vorabend des Tags des Sieges fanden Zusammenkünfte der Schüler, Studenten und der Arbeiterjugend mit Veteranen des Großen Vaterländischen Krieges statt.

Held der Sowjetunion N. A. Beredniikow, ehemaliger Kommandeur einer Geschützbedienung, die die erste Salve auf den Reichstag abschoß, erzählt:

„Es war am 30. April bei Tagesanbruch. Unter schwerem Trommelfeuer der Faschisten schoben wir unsere 76-Millimeter Kanone zum Reichstagsplatz vor. Aus jedem seiner Fenster sprühte der Kugelregen großkalibriger Maschinengewehre. Wir nahmen sie aufs Korn. Auf Signal wird gefeuert. Drei Schüsse — und ebensoviel Maschinengewehrnester des Feindes in den Reichstagsfenstern sind vernichtet. Zwei Stunden später wehte über dem Reichstag die Siegesfahne."

Alexej STRASHEWSKI

DIE GRAUE Stadt, die zur Hälfte in Ruinen lag, erfüllte plötzlich ein niegesehener bunter Trubel.

Der Reichstag war in den ersten Maitagen gefallen. Hier und da wurde noch geschossen, aber allen war schon klar: Der Krieg ist zu Ende. Ein—zwei Tage blieb es noch ruhig, und dann — wo kamen sie bloß alle her?! — zogen Menschenmengen durch die Straßen der deutschen Hauptstadt. Nicht ins Zentrum, wie bei Festzügen, sondern zum Stadtrand: die Polen zum östlichen, die Tschechen zum südlichen, die Franzosen zum westlichen, die Holländer zum nördlichen. Die „Fremdarbeiter" machten sich auf den Heimweg.

Nur unsere sowjetischen Menschen breiteten sich nicht, obwohl sie mehr als alle anderen gelitten hatten: sie konnten sich nicht so schnell von ihren Befreiern, den solange sehnlichst erwarteten Kämpfern und Landsleuten, trennen. Erinnern Sie sich noch an die Fotos: Mädchen in Kopftüchern drangen sich um einen verrauchten „T-34" und küssen die Panzerschützen auf die staubigen Wangen?

Die Straßen, wo die Welle der Begeisterung und des Jubels der Geretteten und der Retter nicht hinbrandet, liegen verlassen. Stumm und gesetzt stehen bejahrte Berlinerinnen in langer Schlange nach Wasser an, doch niemand weiß, ob und wann die Pumpe das begehrte Naß spenden wird. Bestrebt, kein Aufsehen zu erregen, drückt sich eilig ein Subjekt mit einer Tasche voller Wurst vorbei — irgendwo wird ein Lebensmittellager „gesäubert". Zwei magere Greise hantieren, mit Küchenmessern bewaffnet, an einem Pferdekadaver herum, von dem übrigens nur noch die Rippen übrig geblieben sind, das beste Fleisch haben jene heruntergesäbelt, die sich noch während der Kämpfe auf die Straße wagten...

„Berlin bleibt deutsch!" schreien schwarzbraune Plakate von den Litfaßsäulen herab, ein letzter Todesschrei des klumpfüßigen Reichspropagandaministers. Die halbverkohlte Leiche des Doktor Goebbels habe ich vor einigen Tagen neben den Leichen seiner sechs Kinder gesehen, die er eigenhändig vergiftete. Der Reichsschwindler sprach, ohne es selbst zu ahnen, die Wahrheit: Berlin bleibt tatsächlich deutsch, von den akkurat aufgeräumten Ruinen bis zu den roten Bezügen der Federbetten, die, an Besenstielen befestigt, aus den Fenstern flattern.

ES ZIEHT mich zum Reichstag. Schon von weitem ist die rote Fahne auf der Spitze der halbzerstörten Glaskuppel zu sehen. Ein verstümmelter, verunstalteter Steinriese. Die Fenster- und Türöffnungen sind mit Ziegeln vermauert, mit schmalen Schießscharten darin. Es hat nichts geholfen. Das Granitportal ist von Splitterspuren übersät.

Doch in den Kellergewölben geht es lebhaft zu. Hier hat sich der Stab des Regiments eingerichtet, das den Reichstag erstürmte. In den zahllosen Kellerräumen sind die Unterabteilungen untergebracht: die Wirtschaftler mit ihren Vorräten, die ruhelosen „Strippenzieher", die ständig unterwegs sind, die stets behändig handelnden Pioniere und die fröhlichen, verwegenen Kundschafter — egal, ob im Einsatz oder beim Zechen...

Ich wanderte durch das Labyrinth der dunklen Korridore in der Hoffnung, irgendeinen Bekannten zu treffen. Und dabei brauchte man eigentlich nur einen beliebigen Soldaten anzuhalten und ihm das zu sagen, was einem auf der Zunge lag: „Hör mal, der Krieg ist zu Ende!" Und er hätte mich sofort verstanden, wir hätten einander auf die Schulter geschlagen und das so Unwahrscheinliche noch einmal bekräftigt: Der Krieg ist wirklich zu Ende! Zu Ende, zu Ende, zu Ende!

Wie soll man erklären, was wir damals empfanden?

Ich hatte es nicht eilig und suchte niemanden persönlich, streifte einfach in der Unterwelt des Reichstags umher, in jenen Kellergewölben, wo der Landstreicher van der Lübbe, von dem Schweinehund Göring gekauft, den Geheimgang zum Innenministerium suchte, um sich vor den Flammen der eigenhändig in Brand gesteckten Archive zu retten... Vor einigen Tagen hatten die Faschisten, die sich hier verschanzt hatten, ebenfalls die Archive angezündet, um unsere Soldaten durch den Rauch aus den oberen Stockwerken zu vertreiben.

Kaltes Grauen weht aus den Dunkel tiefer Nischen, geht von den schweren Eisentüren aus. Ein enger Gang führt mich in eine stille, unbeleuchtete Sackgasse. Zwei deutsche, dreieckige, zu einem Quadrat zusammengenähte Tarnüberwürfe verdecken den Eingang zu einem Raum, lassen an der Naht und an den hellen Flecken der Tarnung einen schwachen Lichtschimmer durch. Ich schlage den Vorhang zurück und erblicke einen geräumigen, niedrigen Saal, dicht mit zweistöckigen Eisenpritschen verstellt. Auf den Pritschen — deutsche Soldaten. Was ist das? Ein Spuk? Eine Sinnestäuschung? Von hinten legt sich eine Hand auf meine Schulter...

„Na, Korrespondent, bist wohl erschrocken? Der Krieg ist zu Ende und selbst bist du auf einmal in deutsche Gefangenschaft geraten? Keine Angst", lächelte mich ein bekannter Hauptmann an. „Hier sind wir die Herren. Das ist ein Lazarett, das sie nicht mehr rausbringen konnten. Wir lassen es schon in Ruhe. Komm, gehen wir zu uns, da muß eine Sache geklärt werden."

DER HAUPTMANN führte mich in einen Raum mit getünchten Wänden, vollgepfropft mit Schränken und Kästen. Dicht am Eingang stand ein Tisch, mit allen möglichen konservierten Leckerbissen überladen, von Schinken bis zum Pflaumenkompott. In der Mitte ragte eine Vierkantflasche von imponierender Größe empor.

Auf der Bank hinter dem Tisch saß ein Mann, der einen gutgeschneiderten Zivilanzug trug. Er war von hohem Wuchs, wohlbeleibt, das breite Gesicht leicht aufgeschwemmt. Unsere Offiziere bewirteten den Unbekannten, füllten sein Glas, schoben ihm mal diese mal jene Speise zu. Der Gast aber, dankbare Blicke werfend, kaute, kaute, kaute... Ach, wie der kaute!

„Ah, gut, daß du kommst", begrüßte mich der Partorg des Regiments, ein guter Freund von mir. „Bringt man da verstehst du, diesen Kerl zu uns mit der Bitte, ihm was zu essen zu geben und sagt, daß er zu den Verbündeten gehört. Weiß der Teufel, wer er wirklich ist. Stottert was von Amerika, aber ich werde nicht klug daraus."

Ich begrüßte den Fremden auf Englisch. Er hörte auf zu kauen, erhob sich, reichte mir die Hand und stellte sich vor.

„War vor dem Kriege hier Korrespondent der (er nannte eine populäre Newyorker Zeitung). Als der Krieg begann, kam ich nicht rechtzeitig raus." Während des Sprechens fing er wieder seinen Vernichtungsfeldzug gegen die Wurst und die eingemachten Gurken an. „Hatte keine Mittel zum Leben. Was blieb mir anderes übrig? Ich war gezwungen, für eine deutsche Zeitung zu arbeiten. Natürlich nicht für den „Völkischen Beobachter", Gott bewahre! Ich arbeitete im „Kurier". Das war ein gemäßigtes, solides Blatt. Leitete dort die Kulturrubrik — Theater, Musik, ganz unschuldige Sachen..."

Ich übersetzte das meinen Freunden.

„Netter Verbündeter! Hat für die Deutschen gearbeitet", kommentierte der Partorg. Was er noch hinzufügte, ist leider zur Veröffentlichung nicht geeignet.

Ein Ausdruck der Besorgnis erschien auf dem Gesicht des Amerikaners.

„Ich merke am Tonfall", sagte er, „daß ihr Kameraden meine Handlungsweise nicht billigen. Aber versetzen Sie sich doch bitte mal in meine damalige Lage. Nach Amerika konnte ich nicht. Fortlaufen, mich verstecken? Wohin, wo? Und warum? Mir selbst drohte keine unmittelbare Gefahr, obwohl ich unter Polizeiaufsicht gestellt wurde. Als einzelner Widerstand zu leisten, wäre Wahnsinn gewesen. Die Umstände waren stärker als ich."

ER REDETE in seiner Muttersprache mit Gier, hastig und sich verschluckend, wie ein vom Durst Gequälter, der unerwartet auf eine Quelle stößt. Doch seine Sprache war mit deutschen Worten durchsetzt, was er nicht merkte.

„Ich beschloß, mich für meine künftige Tätigkeit zu erhalten. Beschloß, meine Arbeit fortzusetzen. Sie sind selbst Journalist und müssen mich verstehen. Ich beobachtete. Ich sah die Deutschen sowohl zur Zeit ihrer glänzenden Erfolge, wie auch zur Zeit der Mißerfolge und der Katastrophe. Ich sah das Leben Deutschlands von innen. Das deutsche Blatt, für das ich harmlose chronikalische Notizen schrieb, war mir nur ein Mittel zum Lebensunterhalt. Die wirkliche Arbeit war eine andere. Ich fuhr fort, für uns zu arbeiten, für die Verbündeten, für mein Land, nur mit dem Unterschied, daß ich keine Telegramme an meine Zeitung schicken konnte."

Weiß der Himmel: ging es mir durch den Kopf, vielleicht steckt ein gewisser Sinn in seinen Erwägungen.

„Ich habe sehr viel reiches Material gesammelt. Doch alles, was ich in den Jahren des Krieges zusammengetragen habe, verblaßt vor dem, was ich in diesen wenigen Tagen seit dem Einzug der sowjetischen Truppen sah und erlebte. Sobald ich jetzt nach den Staaten zurückkomme, schreibe ich ein Buch. Und wissen Sie, was der Haupthalt meines Buches sein wird? Den größten Platz in ihm werden diese unvergeßlichen Tage einnehmen, die Tage des Kampfes um Berlin, meine Begegnungen mit den Russen. Die Deutschen brüsteten sich mit ihrer Kultur. Sie bezeichneten sowohl Euch wie auch uns als Wilde. Ständig haben sie davon geschwätzt, daß ihr Feldzug nach Osten notwendig sei für die Zivilisation, daß sie die Kultur in die öden Weiten Rußlands tragen wollen. Jetzt weiß ich, wer die wahren Kulturträger sind. Das seid Ihr — die Russen!"

Seine Kiefern demonstrierten Wunder an Schnelle und Behendigkeit, denn er brachte es fertig, ohne seine Rede zu unterbrechen, die Wurst mit unverminderter Schnelligkeit zu verschlingen.

„Eure Humanität gegenüber den Gefangenen! Eure Duldsamkeit gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung! Die Kühnheit und Disziplin Eurer Soldaten! Und Eure herrlichen Lieder!" Er geriet immer mehr in Begeisterung. „Nein, nicht die Deutschen mit ihrer hirnlosen Hündigung unverständlicher Autoritäten, mit ihrem eintönigen Lebensgewohnheiten, wo jeder Schritt streng reglementiert ist, mit ihrem hochmütigen Dünkel und ihrer stupiden Grausamkeit — nein, nicht sie sind heute die Träger der Kultur! Ihr Russen, Euer ruhmreiches, schlichtes und weises Volk, Eure neue Kultur — das ist es, was wie ein mächtiger Strom den stinkenden Kadaver des von Euch erschlagenen widerlichen Ungeheuers hinwegschwemmt. Davon werde ich in meinem Buche schreiben."

„Er sagt, daß die Umstände stärker waren als er", übersetzte ich den Genossen die Worte des Amerikaners. „Als einzelner Widerstand zu leisten, wäre nach seiner Ansicht sinnlos gewesen. Er wollte sich erhalten für zukünftige Werke..."

„Alles klar", brummte mein Freund, der Partorg, unversöhnlich. „Wer ihm zu fressen gibt, den hat er lieb."

„Er hat beobachtet. Und jetzt will er ein Buch schreiben, in dem er uns loben wird."

Meine Freunde sahen einander an.

„Meiner Meinung nach", bemerkte der Partorg, „ist es nicht unsere Sache, uns mit ihm zu befassen. Meldet den Fall nach oben, soll man ihn zu den Verbündeten bringen. Mögen sie diese Suppe auslöffeln."

DEN AMERIKANER habe ich nicht wiedergetroffen und auch nichts mehr von ihm gehört. Anfangs wartete ich auf sein Buch, aber die Jahre vergingen und es erschien nicht. Dafür aber wurden andere Bücher in Amerika gedruckt. Und wenn mir wieder eine neue Schmähschrift über unser Land in die Hände fiel, erinnerte ich mich unwillkürlich an die starken, schnellen, akrobatisch beweglichen Kiefern und die von Schinkenfett glänzenden Lippen des Korrespondenten.

Nein, ich behaupte nicht, daß gerade er solche Machwerke geschrieben hat. Mir kommen nur seine Worte in den Sinn: „Die Umstände waren stärker als ich."

Und dann erinnere ich mich an Fuczik. An Dshalil. Und an viele andere, die stärker waren als die Umstände.

Michail Arkadjewitsch SWETLOW

Lieblingsdichter der Jugend

Der Dichter Michail Swetlow (1903—1964) ist postum für sein Buch „Gedichte der letzten Jahre" des Leninpreises gewürdigt worden. Viele dieser Verse schrieb der Dichter im Krankenhaus, kurz vor seinem Tod.

In diesem kleinen Band spiegelt sich am besten die Persönlichkeit des berühmten Dichters mit seiner etwas traurigen, eleganten Ironie, mit seinem Humor, mit den Gedanken eines Mannes wieder, dessen Leben untrennbar mit dem Kampf des Volkes für den Sozialismus verbunden war.

Obwohl krebskrank, konnte Swetlow durch das Fenster des Krankenhauses die Umwelt klar und in vollem Umfange sehen und ihre lebendige Schönheit bewundern. In der Erkenntnis, daß seine Tage gezählt sind, war Swetlow bemüht, „mit dem letzten Streichholz hochschlagende Feuer anzuzünden."

Swetlow, der seit 1923 seine Gedichte regelmäßig veröffentlichte, war ständiger Erfolg beschieden. Bei uns wird er viel gelesen, von ihm sprechen Menschen verschiedenen Alters.

Kein einziges Werk der sowjetischen Dichtung kann in bezug auf Popularität es mit „GRANADA" (1926) aufnehmen, das den Dichter beim ganzen Volk berühmt machte. Dieses Gedicht erzählt von einem jungen Ukrainer, der in den Krieg gegen die Weißgardisten zog, „um den Bauern in Granada Grund und Boden zu geben." Kein Dichter vermochte nach Swetlow so einprägsam und erhaben das Thema der internationalen Solidarität zu interpretieren.

Swetlow hat als Sechzehnjähriger mit dem armseligen Leben eines jüdischen Marktfleckens für immer gebrochen und sich den Kämpfern des Bürgerkrieges angeschlossen.

Die Jugend vergötterte den Dichter, da sie in seinem Schaffen Antwort auf viele Fragen fand, die sie bewegte. Swetlow war ein charmanter, geistreicher Gesprächspartner. Es zog ihn stets zu Menschen, er liebte Gesellschaft und freundschaftliche Tischgespräche. Er war den materiellen Lebensgütern gegenüber gleichgültig und stets für das Menschenleid feinfühlig, da er dessen Preis wohl kannte.

(TASS)

Sinn meines Lebens

Der Dichter lebt nicht mehr. Aber es lebt seine weise, unendlich gute und romantische Muse. Es lebt sein ruheloser, scharfer Gedanke. Heute legen wir unseren Lesern einige seiner Aufzeichnungen und Aphorismen vor.

WENN ich mich an den Schreibtisch setze mit der Absicht, etwas hoch Ideenvolles zu schreiben, dann kommt entweder nichts heraus dabei oder etwas ganz Minderwertiges. Was ich schreibe, muß ich vor mir sehen, um das Gesehene so genau wie nur möglich dem Leser nahezubringen. Eine Idee darstellen, das kann ich nicht. Den Menschen, den Träger dieser Idee, darstellen, das ist es, was ich will, und, wie ich glaube, auch kann. Und sei es ein einfacher Pflasterstein — wenn ich ihn beschreibe, muß er beseelt sein. Unbeseelte Dinge gibt es für mich nicht.

* * *

Du bist eine Insel im Ozean. Du brauchst ihn nur zum Becken für deine häuslichen Bedürfnisse zu machen, sogleich beginnt sich das Wasser zu trüben. Du mußt dich stets fragen: Wohin gehe ich? Wofür lebe ich? Ist es nicht ein Seitenpfad, den ich für den Hauptweg halte? Wenn von zwei parallelen Linien sich die eine auch nur ein hundertstel Millimeter von der anderen weiter entfernt, wird nach einiger Zeit die Abweichung ein gewaltiges Ausmaß annehmen. Die Idee und das Leben sind zwei solche Parallelen. Hüte dich davor, daß die eine auch nur einen Finger breit von der anderen abweiche.

* * *

Einige Worte über den positiven Helden unserer Literatur. Wenn du ihn deinen Lesern vor Augen führst, darfst du dir keine Gedanken darüber machen, ob er wirklich positiv oder vielleicht gar negativ wirkt. Du mußt ihn nur klar vor dir sehen. Beim Schreiben muß dein Schreibtisch zum Kampfplatz werden, auf dem die Kämpfe der menschlichen Interessen ausgetragen werden. Wie du nur herumzuklügeln beginnst, wie du deinen Helden zu 60% positiv, 40% etwas weniger positiv machen kannst, sofort beginnst du die Fühlung mit dem Leser zu verlieren.

In der Dichtung bist du kein Geschäftsmann mit der Krämerwaage — in der Dichtung bist du Schöpfer.

* * *

In der Poesie muß man wie in einer fremden Stadt umherschweifen, wo uns an jeder Ecke eine freudige Überraschung erwartet. Die Erwartung darf aber nicht aus dem Wunsche geboren werden, um jeden Preis originell zu erscheinen (seht, was für ein Kerl ich bin!), sondern aus dem unstillbaren Verlangen mit Menschen zu verkehren, und der Liebe zu ihm.

* * *

Fühle ich in einem Gedicht die aufdringliche Absicht heraus, mich zu rühren, dann ist mir immer, als ob mir auf administrativem Wege Tränen ausgepreßt würden.

* * *

Banales und Sentimentales finden wir in jedem beliebigen Kunstwerk. Schrecklich wird die Sache erst, wenn dieses Banale und Sentimentale als das Gericht selbst aufgetischt wird. Man stelle sich vor, wir werden mit Senf gespeist, während wir die Würstchen bloß abgebildet vor uns sehen.

* * *

Beim Film spricht man von Synchronismus, wenn Laut und Bild sich in völligem Einklang miteinander befinden. Auch die Poesie hat ihren Synchronismus: wenn der Dichter und seine Leser harmonisch zusammenklingen.

* * *

Die Bescheidenheit findet nicht allein darin ihren Ausdruck, daß wir dem Ruhm entsagen — Bescheidenheit ist vor allem Taktgefühl.

* * *

Um alles zu bemerken, muß man selber unbemerkt bleiben.

* * *

Äußerste Strenge in der Wahl des Themas, äußerste Strenge in seiner Behandlung, und das Bewußtsein, daß du etwas schaffst, was die Menschen brauchen, notwendig brauchen — diese hohen Gesetze der Poesie werden von vielen Autoren mißachtet. Eine leicht angeregte Stimmung — und das Gedicht ist fertig. Das darf nicht sein. Auf diese Weise kann unser Beruf, der Beruf des Sowjetschriftstellers, zur Banalität herabgewürdigt werden. Das Gedicht entspringt einer zwingenden Notwendigkeit. Sowohl von Seiten des Autors als auch des Lesers.

* * *

Wenn einem Menschen von Begabung scharf ausgeprägte Fehler anhaften, ist nicht etwa eine therapeutische Behandlung, sondern ein operativer Eingriff notwendig.

* * *

Als die richtigsten Verfahren zur Heilung von Fehlern halte ich: Spott oder Übertreibung. Sich von verschiedenen Bedenken davon abhalten lassen, Fehler zu übertreiben, das hieße auf das Mikroskop in der Sowjetunion verzichten, das die schädlichen Bakterien um ein Vielhundertfaches vergrößert.

* * *

Ein Gedicht sollte als Gedicht und nicht als Stückwerk mit einer bestimmten Zeilenzahl honoriert werden. Das wäre der Redaktion, aber auch dem Autor und dem Leser von Nutzen.

* * *

Wir müssen uns hüten, ein stilles Temperament mit der Abwesenheit jedes Temperaments zu verwechseln. Ein lautes Temperament wird freilich vernehmbarer sein und die Aufmerksamkeit sogleich auf sich ziehen. Aber bedenken wir: ein stiller Regen bringt dem Boden keine geringere Ernte als ein donnerndes Gewitter. Ich, für meine Person, bin kein Freund von leidenschaftlichen Stimmungsausbrüchen, die dann in einen Flüsterton übergehen. Die gleichmäßige gütige Stimme ist dem Menschen notwendiger als der Pankenschlag. Der Paukenschlag ist das Zufällige, die ruhige Stimme des Freundes das Beständige.

* * *

Der Mann, heißt es, erlange seine Reife erst, wenn er sein Haus gebaut, den Garten angelegt und den Drachen getötet habe. Diese Reife hat mein Volk bereits erlangt. Es hat Tausende von Städten errichtet, Hunderte gigantischer Kraftwerke und Betriebe erbaut, Millionen Hektar Boden, die bis dahin die Pflugschar nicht kannte, zum Leben erweckt und Wüsten in blühende Gärten verwandelt. Es hat den schrecklichsten aller Drachen, den Faschismus erwürgt. Ja, es ist zum Manne geworden, mein Volk — der Erbauer, der Gärtner, der Kämpfer!

Granada

Wir ritten im Schritte,
Wir stoben zur Schlacht,
Und „Jablotschko" sang man
Bei Tag und bei Nacht.
Ach, immer noch bergen
Die Steppen das Lied,
Behüten es zärtlich
Im Grasmalachit.

Doch führte im Sattel
Ein anderes Lied
Aus südlichen Ländern
Mein Freund immer mit.
Die Heimat durchziehend,
Sang dieser Soldat:
„Granada, Granada,
Mir teuere Stadt!"

Oft sang er das Liedchen,
Er liebte es sehr...
Die spanische Wehmut,
Wo hatt' er sie her?
O sag, Alexandrowsk,
O Charkow, sag an:
Seit wann singt ihr Lieder
Auf Spanisch? Seit wann?

Sag mir, Ukraine,
Liegt hier nicht im Korn
Des wackren Schewtschenko
Papacha da vorn?
So sag doch, woher ist
Dein Lied, Kamerad:
„Granada, Granada,
Mir teuere Stadt"?

Und träumend die Blicke
Ins Weite gewandt,
Versetzt er: „Granada"
In Büchern ich fand.
Wie schön ist der Name!
Er freut das Gemüt—
In Spanien liegt das
Granada-Gebiet.

Die Heimat verließ ich
Von Kampflust entbrannt,
Den Bauern Granadas
Zu geben ihr Land.
Lebt wohl, meine Lieben!
Jetzt bin ich Soldat!
„Granada, Granada,
Mir teuere Stadt!"

Wir waren im Kampfe
Zu lernen bedacht
Die Sprache der Mörser,
Grammatik der Schlacht.
Die Sonne ging unter,
Die Sonne ging auf,
Mein Pferd wurde müde
Vom endlosen Lauf.

Doch „Jablotschko" spielte
Im Sturm und im Leid
Die Reiterschwadron
Auf der Geige der Zeit...
Wohin ist verflogen
Dein Lied, Kamerad:
„Granada, Granada,
Mir teuere Stadt"?

Es sank mein Gefährte
Durchschossen zur Erd.
Zum erstenmal schied er
Von Sattel und Pferd.
Den Mond überm Leichnam
Sich neigen ich sah,
Die sterbenden Lippen
Sie hauchten: „Grana..."

Ja! Hinter die Wolken
In fernes Gebiet
Entschwand mein Gefährte
Mitsamt seinem Lied.
Und keinen mehr gabs,
Der gesungen noch hat:
„Granada, Granada,
Mir teuere Stadt!"

Die Truppe bemerkte nicht
Diesen Verlust,
Und „Jablotschko" sang sie
In Ruh bis zum Schluß.
Nur über den Himmel
Rann wortlos und fein
Die Träne des Regens
Im Abendrotschein.

Das Leben hat neue
Lieder erdacht.
Um Lieder zu trauern,
Das wäre gelacht!
Das Trauern laß bleiben,
Kopf hoch, Kamerad!...
„Granada, Granada,
Mir teuere Stadt!"

Deutsch von Sepp Österreicher

Literaturseite

Unser großes Zuhause

Stadt der ersten Ehrensalve

Tausende Touristen besuchen alljährlich die alte russische Stadt, wo erstmalig der Siegessalut erdröhnte, der zu Ehren der Befreiung dieser Stadt von den deutschen faschistischen Eindringlingen geschossen wurde. Nicht nur die Denkmäler des siegreichen Kampfesruhmes interessieren die Exkursanten in dieser Stadt, die vor 400 Jahren von Iwan Grosny gegründet wurde und die Moskau in den Jahren des Bürgerkriegs erfolgreich vor den weißgardistischen Horden schützte.

Einzigartige Kulturstätten

Orjol ist als großes Kulturzentrum, als eine Stadt der reichsten Literaturtraditionen bekannt. Der namhafte russische Schriftsteller und Klassiker Nikolai Semjonowitsch Leskow schrieb so von seiner Heimatstadt: „Orjol hat an seinen flachen Wassern soviel russische Literaturschaffende erzogen, wie nicht eine andere russische Stadt sie in den Dienst der Heimat stellte." Kein Wunder, daß die fürwahr einzigartigen Kulturstätten — das Turgenjew-Museum und das Museum der Orjoler Schriftsteller — die besondere Aufmerksamkeit der Besucher von auswärts auf sich lenken. Hier sind reiche und die einzigen Exponate in der Welt ausgestellt, die vom Leben und Schaffen der in Orjol und im Gouvernement Orjol geborenen Literaten Iwan Turgenjew, Nikolai Leskow, Fjodor Tjutschew, Afanassi Fet, Dmitri Pissarew, Iwan Bunin, Leonid Andrejew, Timofej Granowskoi, Alexej Apuchtin, Michail Prischwin, Iwan Nowikow und anderer erzählen.

In einer kurzen Zeitspanne besuchten die Orjoler Museen — das Literatur- und das Heimatkundenmuseum — Delegationen aus der DDR, BRD, Frankreich, Polen, der Tschechoslowakei, den USA, England, Bulgarien und anderen Ländern.

Ins Gästebuch des Turgenjew-Museums schrieben die Gäste — Lehrer und Studenten der Potsdamer pädagogischen Hochschule — warme Worte. Sie besuchten das Museum zusammen mit ihren Freunden — den Lehrern von Orjol. Die beiden Hochschulen — die Orjoler und die in Potsdam — sind schon lange befreundet: sie tauschen Lehrer aus. Die Gelehrten von Orjol lesen nicht nur in Potsdam, sondern auch in Berlin Lektionen.

So hielt der Lehrstuhlleiter des Orjoler Pädagogischen Instituts, der Dozent Anatoli Wassiljewitsch Kuschakow im Verlaufe von drei Jahren Vorträge für die deutschen Studenten über die russische Literatur und über die Werke der berühmten Schriftsteller aus Orjol.

Die wissenschaftlichen Mitarbeiter des Turgenjew-Museums erweisen den jungen deutschen Gelehrten große Hilfe. So erhielt zum Beispiel der deutsche Literaturforscher Klaus Dornacher aus dem Museum viele nützliche Lehrmittel für seine Doktordissertation.

In den Fonds und Expositionen des Museums gibt es nicht wenig interessantes Material, das von den russisch-deutschen Verbindungen zeugt, davon erzählt, wie der große russische Schriftsteller Iwan Sergejewitsch Turgenjew in Deutschland lebte und lernte.

In den Nachkriegsjahren wuchs ein neues kulturelles Orjol empor. Unter den wenigen Gebäuden, die auf der zentralen — der Leninstraße — nach der Okkupation der faschistischen Barbaren erhalten geblieben sind, ist das Haus, wo Josef Dubrowinski — ein naher Freund und Kampfgefährte Lenins — wohnte. In Orjol ehrt man das Andenken an den hervorragenden Revolutionär. Und das beste Andenken an ihn und an seinen Lehrer — den großen Lenin — ist wohl das neue Orjol, das die alte kaufmännische und gutsbesitzerische Gouvernementsstadt abgelöst hat.

Das verjüngerte Antlitz

Die Leninstraße führt direkt ins Zentrum der Stadt. Hier stehen die schönsten Häuser, die in der Nachkriegszeit gebaut wurden: das Haus der Sowjets, das Zentrale Postamt, das Hotel „Rossija", in dem Touristen aus verschiedenen Ländern einkehren. An der sichtbarsten Stelle steht ein Denkmal Lenins, eine Arbeit des namhaften sowjetischen Bildhauers Tomski. Gegenüber dem Haus der Sowjets wird ein neues Theater mit 800 Plätzen gebaut.

In Orjol sorgt man sich sehr um die Kinder und die Jugend. Jedes Jahr werden neue Schulen eröffnet, die nach dem letzten Wort der Bautechnik errichtet werden. In Orjol gibt es jetzt Dutzende Schulen und mittlere Lehranstalten, die nicht nur in der Russischen Föderation, sondern auch weit über ihre Grenzen bekannt sind. Im Finanz-Kredit-Technikum zum Beispiel, lernen gegenwärtig Studenten aus Afrika.

Erst vor kurzem wurde ein neues Gebäude für das Bautechnikum errichtet. Bedeutend vergrößerte sich die Studentenzahl des Maschinenbauinstituts.

In jedem Wohnviertel der Stadt befindet sich eine Lehranstalt. Die begabte Jugend bildet sich in der Musikschule aus, die den Namen ihres Landsmanns, des namhaften russischen Tondichters Wassili Kalinnikow trägt, dessen 100jährigen Geburtstag unser ganzes Land erst vor kurzem beging.

Neben der Straße Normandia-Neman, die zu Ehren des französischen Fliegerregiments, das an der Befreiung Orjols von den faschistischen Eindringlingen teilnahm, benannt wurde, befindet sich das Pädagogische Institut — das größte in der Republik. An seinen Fakultäten studieren an die 6 000 Studenten.

Arbeitserfolge

Orjol, die Stadt des Heldenmuts, der revolutionären und Literaturtraditionen, mehrte ihren Ruhm auch als Stadt der Arbeit. Sie gehört zu den 15 alten russischen Städten, die wiederhergestellt wurden. Schon im Jahr 1958 lieferten ihre Betriebe zweimal mehr Produktion, als vor dem Krieg.

Die Arbeitserfolge eines der ältesten Betriebe der Stadt — des Medwedew-Werks — wurden im vergangenen Jahr mit dem Orden des Roten Arbeitsbanners gewürdigt. Dieser Betrieb hat einen ruhmreichen Weg zurückgelegt. Aus einer primitiven Werkstatt verwandelte er sich in den Jahren der Sowjetmacht in ein großes modernes Werk, das mit den neuesten, modernsten Maschinen ausgerüstet ist.

Im Planjahrsiebent erzeugte das Werk über 120 Muster neuer Maschinen für die Bearbeitung von Leder, Ausrüstung für die Glas- und Lederindustrie. In der gleichen Zeit sparte dieser Betrieb 717 000 Rubel durch Einführung der fortgeschrittenen Technologie und Mechanisierung der Produktion ein.

Im Auslande ist die Produktion des Werks für Wegebaumaschinen sehr gefragt. Die Motorstraßenhobel dieses Betriebs kann man auf den Wegen der Tschechoslowakei und Polens, der Mongolei, Syriens, Algeriens, Mali antreffen.

In der Sowjetunion und im Ausland sind die Erzeugnisse der Orjoler Werke für Textilmaschinen, für Geräte, des „Chimtextilmasch" und des „Kommasch", des Werks für Ersatzteile für Traktoren, des mechanischen Reparaturwerks, des Uhrenwerks und anderer Betriebe der Stadt bekannt.

In Orjol wird das größte Stahlwalzwerk Europas gebaut. In diesem Frühjahr wurde der Block für die Produktion von Stahldraht in Betrieb genommen. Die Verbraucher bekommen jetzt schon den ersten Orjoler Draht. Im Jubiläumsjahr wird dieser Betrieb dem Umfang nach soviel Produktion liefern, wie die gesamte Industrie von Orjol im Jahre 1964 lieferte.

...Die Stadt des ersten Saluts. Zu Ehren ihrer Befreiung von den Hitlerräubern brennt im Park der Panzerschützen das ewige Feuer. Es ist das Lebensymbol der wiedererstandenen Stadt, des flammenden Herzens seiner Arbeiter, die ein neues helles Leben bauen.

A. JANOWSKI,
A. CHOROSCHILOW

Seltenes Silberfeld

Magadan. (TASS). Ein seltenes Silberfeld ist an der Kolyma entdeckt worden, dort hat man zwei je 50 Gramm schwere Silberklumpen gefunden.

Etwas derartiges ist in unserem Land zum ersten Mal gefunden. Das Gewicht der größten Silberklumpen aus dem Ural und Ostsibirien überstieg nicht 25 Gramm.

Das neue Vorkommen berechtigt zu der Hoffnung, daß die Kolyma nicht nur Gold, sondern auch Silber liefern wird.

Schiffahrtsaison in der Arktis

„Die sowjetische Arktis-Schiffahrtsaison 1967 soll nach ihren Maßstäben rekordmäßig sein", erklärte Alexander Afanassjew, ein leitender Mitarbeiter des Ministeriums für Hochseeflotte der UdSSR, dem TASS-Korrespondenten.

Er teilte mit, daß die sowjetischen Schiffe über den nördlichen Seeweg mindestens um 15 Prozent mehr Güter befördern werden, als in der vorigen Schiffahrtsaison. Viele Ausrüstungen, Brennstoff und Baumaterialien sind für neue Bergwerke und Abbaureviere in Jakutien und auf Tschukotka bestimmt.

Das Personal der Polarstationen wird alles erhalten, was für das Leben und die Tätigkeit in den schwierigen Verhältnissen der Arktis erforderlich ist.

Die Schiffahrtsaison in der Arktis soll in diesem Jahr ungewöhnlich früh beginnen: schon Mitte Juni wird die erste Schiffskarawane in die mehr als 5 000 Meilen lange Trasse auslaufen. Die starken Eisbrecher „Moskau", „Leningrad" und „Kiew" werden noch vor Beginn der warmen Zeit in der Bucht von Jenissei und anderen schwerzugänglichen Stellen eingesetzt.

1967 werden ausländische Schiffe erstmalig aus Europa nach Asien über die Arktis gelangen. Sie werden auf der neuen Route 15 Tage einsparen können.

Kasachische Leniniane

Alma-Ata. Eine Wladimir Iljitsch gewidmete Bücherserie eröffnet im Jubiläumsjahr der Sammelband „Aprilregen" von Syrbal Maulenow. „Flüstern des Herzens" — so nannte sein Gedichtsammelband Musafar Alimbajew. Balladen über Wladimir Iljitsch und seine Kampfgefährten enthält der Sammelband von Kalnekej Sharmagambetow „Die letzte Nacht".

Die poetische Leniniane begann man in der Republik schon in den ersten Jahren der Sowjetmacht zu schaffen. Ihr Initiator war Saken Sejfullin, der mit Gedichten über Lenin schon im Jahre 1923 auftrat.

(TASS)

Medizinisches Zentrum

Es ist beschlossen worden, im Südwesten Moskaus, wo ein neuer großer Wohnbezirk entstanden ist, ein medizinisches Zentrum anzulegen. Unweit der Universität sollen eine Klinik mit 3000 Betten, ein Kinderkrankenhaus mit 600 Betten, 2 Forschungsinstitute, sowie neue Lehrgebäude für die Zweite Moskauer Medizinische Hochschule gebaut werden, die jährlich über 1000 Ärzte ausbildet.

Der Haupttrakt des Krankenhauses wird kreuzförmig sein. Sämtliche Krankenzimmerfenster werden nach Südosten gehen. Die 4 Gebäudeflügel werden durch unterirdische Gänge verbunden sein.

Bei der Ausarbeitung des medizinischen Zentrums wirkten neben Architekten auch Mediziner mit. An der Erörterung des Projekts beteiligt sich Akademiemitglied B. Petrowski, Minister für Gesundheitswesen der UdSSR.

(TASS)

Bibliotheken in Moskau

Moskau. (TASS). Die Moskauer Bibliotheken verzeichnen jeden Tag über 200 000 Besucher. Die sowjetische Hauptstadt zählt 4000 Staats- und gewerkschaftseigene Bibliotheken mit 172 Millionen Bänden.

Die Zahl der Bibliotheken wächst zur Zeit beispielsweise schneller als die der Lichtspielhäuser, doch es besteht noch Mangel an diesen wie jenen. 1967 wird man in den Neubaubezirken Moskaus 15 Gebäude für neue Bibliotheken aufführen.

Die populärste Bücherei — die Lenin-Bibliothek ist neben der Kongreßbibliothek der USA mit ihren 25 Millionen Bänden die reichste in der Welt.

Dort sind zum Beispiel 95 Prozent aller Bücher vertreten, die in Rußland seit dem 16. Jahrhundert herausgekommen sind. Jedes Jahr wird die Bibliothek von 2 Millionen 700 000 Lesern aufgesucht.

Zu den großen Bibliotheken sind in dem letzten Jahrzehnt Tausende bescheidene Büchereien mit gewöhnlich 400 bis 700 Bänden hinzugekommen: sie werden von den Bewohnern eines Hauses oder einiger benachbarter Häuser gesammelt. Enthusiasten, meistens Altersrentner, machen einen passenden leerstehenden Raum ausfindig, der dann mit Hilfe der betreffenden staatlichen Hausverwaltung ausgestattet wird. Solche Büchereien benutzen die Bewohner umliegender Häuser, die sich auf populäre Werke der schönen Literatur beschränken.

Motorräder aus Ishewsk

Die Maschinenbaufabrik Ishewsk lieferte die erste Partie Motorräder nach Griechenland. Übrigens ist es das 30. Land, in welches der Betrieb seine Erzeugnisse ausführt. Vor einigen Jahren machte Bulgarien als erstes Land eine Bestellung auf diese Fahrzeuge. Später waren es Finnland, die Türkei, Iran, Polen, Kuba und Indien. Und die Exportlieferungen wachsen von Jahr zu Jahr.

„Unser Fließband verlassen heute verbesserte Modelle „Planeta-2" und „Jupiter-2", berichtet der Leiter der Motorräderproduktion, Pawel Titow. „Der Motor des „Planeta-2" ist um 3 Pferdestärke stärker geworden. Die Fahrzeuge haben höhere Geschwindigkeit und gefälligeres Aussehen.

In diesem Jahr wird die Produktion von „Jupiter-2"-Motorrädern mit Beiwagen erweitert. Demnächst soll die Produktion von neuen Sportmotorrädern aufgenommen werden, die sich durch höhere Geschwindigkeiten und besondere Zuverlässigkeit auszeichnen."

(APN)

Meliorationsarbeiten in Litauen

Im Jubiläumsjahr wollen die Melioratoren Litauens 110 000 Hektar Felder trockenlegen. In Litauen gibt es heute bereits 1 300 000 Hektar Land, wo der Wassergehalt durch Bewässerungssysteme geregelt wird. 860 000 Hektar sollen über Drährohre entwässert werden.

Die umfassenden Trockenlegungsarbeiten beschwören die Gefahr herauf, daß es sommers zeitweise an Wasser mangeln kann. Um diese Gefahr abzuwehren, hebt man Teiche aus, wo Frühjahrswasser aufgespeichert werden kann.

Auf der Tagesordnung steht nun auch das Problem der Landschaft. Bekanntlich machen die Meliorationsarbeiten die Landschaft eintöniger. Man will daher die Trockenlegungssysteme so planen, daß die Schönheit der umgebenden Natur nicht beeinträchtigt wird.

(APN)

Ernst Isaak, den stellvertretenden Chefarzt in Poludino, kennt man im ganzen Rayon als einen sachkundigen Arzt. Für seine aufopfernde Arbeit schenken ihm seine Landsleute ihr volles Vertrauen und wählten ihn zum Deputierten in den Dorfsowjet.

Er liebt die Laienkunst. Auf einer Laienkunstschau der Volkstheater Kasachstans bekam Ernst Isaak ein Diplom 2. Stufe.

Gegenwärtig leitet Ernst eine Laienkunstgruppe der Dorfintelligenz. Sie üben zum 50. Jubiläumstag ein neues Theaterstück.

UNSER BILD: Ernst Isaak

Foto: Th. Esau

Gebiet Nordkasachstan

Für unsere Zelinograder Leser

FERNSEHEN

AM 9. MAI

19.00 — Sendung, dem Siegestag gewidmet
20.15 — „Erzählungen über das Schöne." Es spricht der Schriftsteller S. S. Smirnow
20.45 — „Soldaten der Heimat". Premiere eines Fernsehfilms
21.45 — Das Wort — der Heldenstadt Sewastopol
21.50 — Zum Andenken der im Kampf gegen den Faschismus Gefallenen. „Schweigeminute".
22.15 — Konzert.
23.55 — Das Wort — der Heldenstadt Wolgograd

Die Macht des Wortes

Oft wird gefragt, ob unsere Aufklärungsarbeit im feindlichen Heer zur Zeit des Großen Vaterländischen Krieges erfolgreich war. Da ich in der 7. Abteilung für Zersetzung der Truppen des Gegners tätig war, so will ich einiges darüber berichten. Wer für diese Frage mehr Interesse zeigt, dem möchte ich das Buch von D. Tscheglow „Drei Gedankenstriche" als besonders aufschlußreich vorschlagen.

1941, als die faschistische Armee in der Offensive stand und wir uns bis in den Spätherbst im besten Falle zähe verteidigten, waren unsere Erfolge gering. Und dennoch gab es nicht wenige Beweise, die dafür sprachen, daß der Feind unser Wort nicht weniger fürchtete als unsere Waffen. Dafür sprachen schon die vom Feinde immer zahlreicher werdende „Abwehr der Feindpropaganda", wie es in Hunderten von Befehlen gefordert wurde. Den Soldaten der Wehrmacht war es strengstens verboten, Flugblätter zu lesen oder Lautsprechersendungen anzuhören. Die Offiziere hatten Anweisung, bei Beginn von Lautsprechersendungen das Feuer zu eröffnen, um die Sendungen unhörbar zu machen.

Doch das Wort der Wahrheit brach sich Bahn, es konnte nicht aufgehalten und nicht getötet werden, es wirkte und zwang zum Denken. Das Wort unserer Aufklärung war wie eine Bombe mit Zeitzünder und brachte später hervorragende Ergebnisse. Uns half dabei die einfache Tatsache, daß die Wahrheit keine Eintagsfliege ist, sondern eine unzerstörbare Kategorie, die sich dem Menschen einprägt. Die nachfolgenden Jahre bewiesen, daß selbst die 1941 von uns gebrauchten Argumente und Behauptungen auch 1945 noch nicht vergessen waren.

Die Niederlagen der deutsch-faschistischen Armee bei Moskau und Rostow 1941, die katastrophale Niederlage an der Wolga und im Kaukasus 1942 machten die Aufklärungsarbeit, die wir im feindlichen Heere führten, zu einer sehr scharfen Waffe. Die Zahl der Soldaten und Offiziere, die auf unser Wort hörten und dann nicht selten auf die Seite der sowjetischen Armee übergingen, wurde ständig größer.

Den ersten großen Erfolg hatten wir im Kaukasus Anfang 1943. In den Bergen, nicht weit von Tuapse, war die 1. slowakische motorisierte Division eingesetzt. Für die Soldaten dieser Division sendeten wir aus nächster Nähe im Verlaufe einiger Nächte. Geschossen wurde meistens nach den Sendungen, was Erfolg versprechen ließ. Und wirklich, Oberleutnant W. Medow, er sprach gut slowakisch, da er vor dem Kriege als Diplomat in der Tschechoslowakei tätig war, hatte einmal seine Worte kaum zu Ende gesprochen, als ein Feldwebel mit erhobenen Händen zu uns kam. Er bot nach längerem Gespräch mit uns die Kapitulation einer Kompanie an. Wir legten den Plan der Übergabe fest und vereinbarten ein zweites Treffen, das auch stattfand. Der Kompaniechef wurde in die Verhandlungen miteinbezogen. In der Nacht der Übergabe wurde der Plan aber durch die Mitnahme der schweren Fahrzeuge verraten und die Kompanie geriet unter das Feuer der Nachbareinheiten. In kurzer Zeit wurde die Zahl der Überläufer ständig größer und das deutsche Kommando zog die Division „zur Erholung" in das Hinterland zurück. Sie wurde nach Odessa verlegt, wo sich einige Soldaten und Offiziere der Division den Partisanen angeschlossen, die wiederum mit Angehörigen der Wehrmacht Fühlung aufnahmen. So wurde in Odessa wegen „Zersetzung des Heeres" der Oberleutnant Fritz Sigl zum Tode verurteilt.

Im Sommer 1943 lief ein deutscher Obergefreite zu uns über. Er war Funker und brachte uns wichtige Angaben, die uns beim Kampf um die Staniza Krymskaja, Nordkaukasus, wo die „Blaue Linie" verlief, gute Dienste taten.

Während des Kampfes konnten wir die Verbindung mit der feindlichen Artillerie durch Funk herstellen, ohne erkannt zu werden. Wir verlangten das Feuer der schweren Artillerie in eine andere Richtung zu verlegen. Das Ziel, das wir angaben, war ein Sumpfgelände und dort gab es keine sowjetischen Soldaten. Als die Kanonade zu Ende war, konnten unsere Truppen den Angriff ohne schwere Verluste beginnen, denn der Feind hatte seine Munition verschossen.

Durch Funkverbindung mit dem Feinde wurden auch nicht selten feindliche Flugzeuge irregeführt und sie warfen ihre Bomben dort ab, wo sie uns keinen Schaden zufügten.

1944 wurde unsere Aufklärungsarbeit im feindlichen Heer durch Mitarbeit deutscher Antifaschisten, Mitglieder der in der Sowjetunion gegründeten Bewegung „Freies Deutschland" und dem „Bund deutscher Offiziere", immer intensiver und erfolgbringender.

Besonders reiche Ernte hatten wir aber 1945 und besonders in der Schlacht um Berlin. Als die Schlacht in vollem Gange war und Berlin vom Norden und Süden her umfaßt wurde, machte das deutsche Oberkommando den letzten Versuch, Berlin zu entsetzen. Mit diesem Ziel wurde die Reservearmee des Generals Wenck in den Kampf geworfen. Ohne Erfolg. Sie erlag den Schlägen der sowjetischen Einheiten und einzelne Truppenteile irrten in den Wäldern bei Berlin umher. Durch mächtige Lautsprecher wurden sie zur Waffenstreckung aufgefordert. Am 26. April folgten unserem Aufruf mehr als 150 voll ausgerüstete Soldaten, es waren die Reste eines zerschlagenen Bataillons.

Es gab in diesen Tagen viele komische Vorfälle. Möchte einen davon noch einmal erwähnen. Wir nahmen einen jungen Offizier mit Namen Busch gefangen. Er schimpfte auf Hitler und nannte ihn einen Verbrecher, den Totengräber Deutschlands. Es kam zu etwa folgendem Zwiegespräch:

Offizier: „Jeder Widerstand unsererseits ist ein Verbrechen."

Wir: „Befehlen Sie die Waffenstreckung ihrer Einheit."

Offizier: (erstaunt): „Soll ich denn wieder nach drüben?"

Wir: „Nein, das können Sie schriftlich machen und wir stellen ihren Soldaten den Befehl zu."

Offizier: „Das kann ich nicht machen, mich bindet der Eid."

Wir: „Sie nannten Hitler einen Verbrecher, wollen Sie denn einem Verbrecher auch weiter dienen?"

Der Offizier schwieg. Er schien einen Ausweg zu suchen; dann erklärte er: „Meine Herren Offiziere, ich habe die Lösung. Sie befehlen mir, und ich ordne die Waffenstreckung an."

Wir trauten unseren eigenen Ohren nicht. Aber der Leutnant wiederholte seinen Vorschlag.

Laut und förmlich bekam er den Befehl der Waffenstreckung.

Zu einem einfachen Befehlsempfänger hatte der Faschismus selbst einen Offizier herabgewürdigt, nur dazu da, die ihm Unterordneten Soldaten willenlos in den Tod zu jagen. Leutnant Busch verstand nicht, daß er eher einer Karikatur, als einem Offizier ähnlich war. Durch seinen Befehl aber rettete er den Rest seiner Kompanie das Leben.

Angehörige der 7. Abteilung hatten in Berlin noch einen erheblichen Erfolg, sie erreichten die Kapitulation der Festung Spandau im Westen Berlins.

Über dem Reichstag wehte schon die Fahne des Sieges, die Festung Spandau war aber noch in Händen der Faschisten.

Um weiteres Blutvergießen zu verhindern, beschloß das sowjetische Kommando, die deutsche Garnison der Festung Spandau zur Kapitulation zu überreden. Am ersten Mai begab sich eine Gruppe sowjetischer Offiziere mit Major Grischin an der Spitze und mit einer mächtigen Lautsprecheranlage bewaffnet zu der Spandauer Zitadelle.

Im Verlaufe einer Stunde sendete die „MGU" und forderte die Garnison zur Waffenniederlegung auf. Die Parlamentäre kamen aber nicht. Da entschlossen sich zwei sowjetische Offiziere — Major Grischin und Hauptmann Gall — als Parlamentäre zu der Festung zu gehen. Mit hocherhobener weißer Fahne kamen sie bis an die Festungsmauer. Ein ganz gewöhnliches „Hallo!" genügte, um gefragt zu werden, was die Offiziere wünschten.

Hauptmann Gall teilte mit, daß er den Kommandanten der Festung sprechen möchte. Nach ein paar Minuten erschien ein deutscher Oberst auf einem der Balkone der Festung. Da der Balkon aber sehr hoch angebracht war, konnte man sich kaum verstehen. „Wenn Sie mit uns verhandeln wollen, dann steigen Sie zu uns herab", sagte Hauptmann Gall. Auf einer Strickleiter stieg der Oberst zu dem Tor der Festung herab, das gut verbarrikadiert war. Ihm folgte ein deutscher Oberstleutnant.

Hauptmann Gall, der die Verhandlungen führte, da er der deutschen Sprache mächtig war, weist noch einmal auf die Sinnlosigkeit des weiteren Widerstandes hin und teilt die Bedingungen der Kapitulation mit: Erhaltung des Lebens, medizinische Hilfe an Verwundete und Kranke, Verpflegung.

Die beiden deutschen Offiziere beraten sich, etwas abseits stehend, und dann sagt der Oberst: „Ich wäre zur Waffenstreckung bereit, aber es gibt einen Führerbefehl, der von jedem deutschen Offizier verlangt, daß bei einer Kapitulation der Schuldige sofort erschossen wird."

Der Oberst schickte den Oberstleutnant in die Festung zurück, um sich mit den Offizieren zu beraten. Als er zu den sowjetischen Offizieren zurückkehrte, teilte er die Ablehnung der Kapitulation mit.

Dann geschah etwas, was die deutschen Offiziere nicht erwartet hatten. Hauptmann Gall sagte: „Herr Oberst, wir möchten selbst in die Festung steigen und mit den Offizieren sprechen." Nach kurzem Zögern bekamen Major Grischin und Hauptmann Gall die Erlaubnis. In einem schwach erleuchteten Raum standen die deutschen Offiziere im Halbkreis. Major Gall wiederholte noch mal seinen Vorschlag. Unter den deutschen Offizieren begann ein Streit. Bald trat ein zweiter deutscher Oberstleutnant zu Hauptmann Gall und sagte, daß die Garnison nicht kapitulieren könne, da jeder Soldat seine Pflicht bis zu Ende tun müsse und endete dann: „Wir haben einen Gegenvorschlag: wir stellen den Beschuß Ihrer Truppen ein, aber auch Ihrerseits soll gegen die Festung nichts unternommen werden. Wir kapitulieren, wenn das Oberkommando dazu den Befehl erteilt." Darauf Hauptmann Gall: „Krieg ist Krieg und kein Kinderspiel. Also wird die Festung im Sturm genommen. Wir lassen Ihnen bis 15.00 Zeit, wenn Ihre Parlamentäre dann nicht bei uns erscheinen, beginnen wir mit dem Sturm!"

Hauptmann Gall redete noch einmal auf die Offiziere ein und machte sie auf ihre Pflicht vor den eingeschlossenen Frauen und Kindern aufmerksam. In dieser Situation wäre es Pflicht der Offiziere, möglichst viel Menschenleben für das kommende neue Deutschland zu erhalten. Mit festem Schritt verließen die sowjetischen Offiziere die Festung.

Punkt 15.00 Uhr kamen die deutschen Parlamentäre und teilten die Kapitulation der Festung mit.

Diese Beispiele beweisen zur Genüge, was für eine Macht das Wort hat — wenn in ihm die Wahrheit liegt. Die Wahrheit geht einen geraden Weg und tut Wunder.

Jakob NEUDORF,
Hochschullehrer

Odessa

REDAKTIONSKOLLEGIUM

Die nächste Nummer der „Freundschaft" erscheint am 11. Mai

UNSERE ANSCHRIFT:

г. Целиноград
Дом Советов
7-ой этаж
«Фройндшафт»

TELEFONE

Chefredakteur — 19-09, Stellv. Chefr. — 17-07, Redaktionssekretär — 79-84, Sekretariat — 76-56, Abteilungen: Propaganda — 74-26, Partei- und politische Massenarbeit — 74-26, Wirtschaft — 18-23, 18-71, Kultur — 16-51, Literatur und Kunst — 78-50, Information — 17-55, Leserbriefe — 77-11, Buchhaltung — 56-45, Fernruf — 72

Redaktionsschluß: 18 . Uhr des Vortages (Moskauer Zeit).

«ФРОЙНДШАФТ»
ИНДЕКС 65414

г. Целиноград.
Типография № 3

УН 00291 Заказ № 5873